



Leseprobe

Justin Cronin

Die Spiegelstadt Roman

»Absolut süchtigmachend.« *The New York Times Book Review*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 992

Erscheinungstermin: 16. April 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

JUSTIN CRONIN

Die Spiegelstadt

ROMAN

AUS DEM AMERIKANISCHEN
VON RAINER SCHMIDT

GOLDMANN

Für meine Familie

Was fang ich an, wenn Gott und Menschenkind
Doch immerzu verteufelt ratlos sind,
Ich, ein Fremder und kein Held,
In nicht von mir geschaff'ner Welt?

A.E. Housman, *Last Poems*

Inhalt

Prolog	11
I Die Tochter	19
II Der Liebende	153
III Der Sohn	329
IV Der Raub	411
V Die Liste	475
VI Die Stunde Zero	501
VII Das Erwachen	541
VIII Die Belagerung	551
IX Die Falle	663
X Exodus	699
XI Die Spiegelstadt	757
XII Das wilde Jenseits	843
XIII Der Berg und die Sterne	863
XIV Der Garten am Meer	901
Epilog: Der Millennialist	913
Dramatis Personae	985
Danksagung	989

PROLOG

Aus den Schriften des Ersten Chronisten (»Das Buch der Zwölfe«)

Vorgelegt auf der Dritten Internationalen Tagung zur Nordamerikanischen Quarantäne-Periode

Zentrum zur Erforschung menschlicher Kulturen und Konflikte

University of New South Wales, Indo-Australische Republik

16.–21. April 1003 n.V.

Fünftes Kapitel

- 1.** So begab es sich, dass Amy und ihre Gefährten zurückkehrten nach Kerrville im Lande Texas.
- 2.** Dort aber sollten sie erfahren, dass drei aus ihrer Zahl verloren waren. Und diese drei waren Theo und Mausami, seine Frau, und Sara, genannt Sara die Heilerin, Frau des Hollis.
- 3.** Denn der Ort Roswell, da sie Zuflucht genommen, ward belagert von einer großen Heerschar von Virals, die da töteten alles, was lebte. Und nur zwei aus ihrer Zahl blieben am Leben. Diese waren Hollis der Starke, Ehemann der Sara, und Caleb, der Sohn Theos und Mausamis.

- 4.** Und eine große Traurigkeit befel sie alle wegen der Freunde, die sie verloren.
- 5.** Und an dem Ort Kerrville lebte Amy unter den Schwestern, die da waren die Frauen GOTTES, und desgleichen tat Caleb und lebte unter Amys Obhut.
- 6.** Und es geschah zu derselben Zeit, dass Alicia, genannt Alicia Blades »von den Messern«, und Peter, der Mann der Tage, zu den Waffen griffen und sich zugesellten den Expeditionstruppen, die Soldaten waren von Texas, und sich aufmachten, die Zwölf zu suchen, da sie wussten, dass sie, töteten sie einen der Zwölf, auch töteten seine Vielen und ihre Seelen sandten zu dem HERRN.
- 7.** So ward manche Schlacht geschlagen und manches Leben verloren. Doch sie konnten die Zwölf nicht töten noch die Orte finden, da sie hausten, denn es war nicht der Wille GOTTES.
- 8.** So gingen die Jahre dahin, fünfe an der Zahl.
- 9.** Und am Ende dieser Zeit empfing Amy ein Zeichen, und dieses Zeichen war ein Traum. Und in diesem Traum kam Wolgast zu ihr und hatte die Gestalt eines Mannes. Und Wolgast sprach:
- 10.** »Mein Meister wartet, und der Ort, da er wartet, ist ein großes Schiff, in welchem er haust. Denn ein Wandel geht über das Land. Bald werde ich kommen und dich holen, um dir den Weg zu weisen.«
- 11.** Dieser aber war Carter, der Zwölfte der Zwölf, den man sollte heißen Carter den Traurigen, ein rechtschaffener Mann in seiner Generation und geliebt von GOTT.
- 12.** Und so harrte Amy der Wiederkehr Wolgasts.

Sechstes Kapitel

- 1.** Zu jener Zeit aber gab es noch eine weitere Stadt der Menschheit, nämlich im Lande Iowa, und sie trug den Namen Homeland.
- 2.** In dieser Stadt lebte ein Volk von Menschen, die hatten getrunken vom Blut eines Virals, auf dass sie lebten und herrschten über viele Generationen. Diese aber nannte man Rotaugen. Der Größte unter ihnen war Guilder, der Direktor, ein Mann aus der Zeit Davor.
- 3.** Und der Viral, von dem sie sich nährten, war Grey, genannt die Quelle. Denn in seinem Blute war die Saat des Zero, der war der Vater der Zwölf. Und Grey schmachtete in Ketten und litt große Qualen.
- 4.** An diesem Ort lebten die Menschen als Gefangene der Rotaugen. Sie mussten ihnen dienen und tun nach ihrem Begehren. Es zählte aber zu diesen Gefangenen Sara, die Heilerin, entführt von dem Ort Roswell, und ihre Freunde wussten nicht, dass sie noch lebte.
- 5.** Und Sara hatte eine Tochter namens Kate, doch das Kind ward ihr genommen. Und die Rotaugen sagten Sara, ihre Tochter sei nicht am Leben geblieben, und trugen damit großes Weh in ihr Herz.
- 6.** Es begab sich aber, dass dieses Kind einer Frau unter den Rotaugen gegeben ward, und die Frau war Lila, Wolgasts Weib.
- 7.** Denn Lilas Tochter war gestorben in der Zeit Davor, und obgleich viele Jahre vergangen waren, brannte die Wunde noch heiß in ihrem Herzen, und sie fand Trost in Kate und sah in ihr das Kind, das sie verloren.

8. Und es begab sich weiter, dass etliche Menschen in Homeland sich erhoben wider ihre Unterdrücker, und diese hieß man die Rebellen. Und Sara wurde eine von diesen, und sie ward gesandt zu Lila, ihr zu dienen in der Kuppel, jenem Ort, an dem die Rotaugen wohnten, auf dass sie lerne, wie sie lebten. So gewährte sie, dass ihre Tochter noch lebte.

9. Und zu derselben Zeit entdeckten Alicia und Peter das Nest des Martínez, der war der Zehnte der Zwölf, an dem Ort Carlsbad, und sie kämpften dort mit seinen Vielen. Doch fanden sie Martínez nicht, er hatte jenen Ort längst verlassen.

10. Denn Zero hatte Guilder, dem Direktor, befohlen, eine mächtige Festung zu erbauen, in der die Zwölf sollten Wohnung nehmen und sich nähren vom Blute der Tiere und auch vom Blute der Homelander. Ihre Vielen hatten fast jedes Lebewesen auf der Erde verschlungen und sie so zum Ödland gemacht, das weder für Mensch noch Viral oder irgendein Tier taugte.

11. Und dieser Absicht gemäß befahlen die Zwölf ihren Vielen, zu verlassen ihre Orte der Dunkelheit, um zu sterben. Dieses aber hieß man die Abstoßung.

12. Und die Zwölf begaben sich auf die Reise nach Homeland, das viele Meilen weit entfernt war, auf dass sie herrschen mögen über die Erde.

Siebtes Kapitel

1. Doch gab es einen, der der Worte Zeros nicht achtete, und das war Carter der Traurige, Zwölfter der Zwölf. Er hieß den Wolfgang, Amy zu führen an den Ort, da er hauste, auf dass sie beide sich verbünden könnten wider seine Gefährten.

2. Und Amy gehorchte seinem Befehl und ging vom Ort Kerrville nach der Stadt Houston, und es begleitete sie Lucius der Getreue. Er stand ihr zur Seite und war ein rechtschaffener Mann in den Augen GOTTES.

3. Und in der Stadt Houston fand Amy das Schiff, welches hieß *Chevron Mariner*, darin Carter seine Wohnung genommen. Vierterlei begab sich zwischen ihnen, und als Amy hervorkam, war ihr Körper nicht länger der eines Kindes, sondern der einer Frau, und gemeinsam mit Lucius machte sie sich auf den Weg nach Homeland, um dort zu kämpfen mit den Zwölf.

4. Zu der Zeit aber reisten auch Peter, der Mann der Tage, und Michael, genannt der Clevere, sowie Hollis, der Ehemann der Sara, nach Homeland, um zu sehen, was dort geschah. Denn sie ahnten, dass Sara gefangen war an jenem Ort, und viele andere mit ihr.

5. Und bei ihnen waren noch zwei Gefährten. Die eine war Lore, genannt Lore die Pilotin, und der zweite war ein Verbrecher, Tifty der Gangster geheißen.

6. Und wiederum zur selben Zeit begab Alicia sich auf die Reise nach Iowa und folgte Martínez, dem Zehnten der Zwölf, da sie gelobt hatte, ihn zu töten. Martínez nämlich war der Ruchloseste unter diesen Dämonen, ein Mörder vieler Frauen und eine Geißel der Erde.

7. Alicia aber geriet in Gefangenschaft im Homeland und ertrug mancherlei Drangsal von der Hand der Rotaugen und ihrer Gehilfen, die Kols genannt wurden. Und der Schlimmste der Kols hieß Sod. Doch Alicia war stark und beugte sich nicht.

8. Und als Sod eines Nachts wieder in ihre Zelle kam, um sie gefügig zu machen nach seiner finsternen Art, sprach Alicia zu ihm: »Löse doch meine Ketten, auf dass du deine Wollust desto leichter befriedigen kannst.« Und sie schlang ihm die Ketten um den Hals und tötete ihn auf diese Weise. Und sie entfloh und tötete dabei noch viele.

9. Und in der Wildnis hinter den Mauern von Homeland erschien ihr Amy, und Alicia sah, dass sie nun eine Frau war an Körper und Geist. Und Amy tröstete sie, denn sie waren Schwestern im Blute.

10. Alicia aber hatte ein Geheimnis, und das war der Blutdurst. Denn die Saat der Zwölf in ihr wurde stark und machte aus ihr einen Viral. Darob aber ward ihr das Herz sehr schwer, denn sie liebte ihre Gefährten innig und wollte nicht von ihnen getrennt sein.

11. Und zu derselben Zeit ward Sara entdeckt von den Rotaugen und geriet in Gefangenschaft, wo sie mancherlei Misshandlung erlitt. Denn Guilder, der Direktor, verlangte, dass alle, die sich erhoben hatten wider ihn, das ganze Ausmaß seines Zorns spüren sollten.

12. Doch die Stunde der Abrechnung war nah, denn Amy und Alicia hatten sich zu den Rebellen gesellt, um sich wider die Rotaugen zu erheben. Und gemeinsam ersannen sie einen Weg, die Menschen von Homeland zu befreien und die Zwölf zu vernichten und zugleich Sara zu erretten.

Achtes Kapitel

1. Und es begab sich, dass Peter und seine Gefährten eintrafen im Lande Iowa, sodass sie nun alle zugegen waren und eine starke Heerschar bildeten. Aber die Größte unter ihnen war Amy.

2. Denn sie hatte sich den Rotaugen ergeben und also zu ihnen gesprochen: »Ich bin die Anführerin der Rebellen. Tut mit mir, wie ihr wollt.« Denn es war ihr Trachten, dass Guilder in seiner Wut die Zwölf entfessele, auf dass sie sie töteten.

3. Und alles geschah so, wie Amy es vorausgesehen hatte, und die Stunde ihrer Hinrichtung ward festgesetzt. Die aber sollte vollzogen werden im Stadion, einem großen Amphitheater aus der Zeit davor, sodass die Bewohner von Homeland zu Zeugen würden.

4. Und Alicia und die anderen verbargen sich an jenem Ort, auf dass sie, sollten die Zwölf offenbar werden, ihre Waffen könnten richten auf sie und auch auf die Rotaugen.

5. Und Amy ward vor die Menge geführt, in Ketten gelegt und an ein Gerüst aus Metall gehängt. Und Guilder fand großes Entzücken an ihrem Leiden und ermunterte die Menge, es ihm gleichzutun.

6. Aber Amy gab ihm keine Genugtuung, und Guilder befahl den Zwölfen, sie zu verschlingen, auf dass alle, die zugegen waren, seine Macht erfahren und sich verbeugen sollten vor ihm.

7. Amy aber sah, dass sie nicht allein war, denn unter den Zwölfen war Wolgast, welcher Carters Platz eingenommen hatte, auf dass er sie beschütze. Und Amy sprach zu den Zwölfen:

8. »Meine Brüder, hallo. Ich bin Amy, eure Schwester.« Und weiter sprach sie kein Wort.

9. Denn sie begann zu zittern, und ihr Körper ward zu einem hellen Licht, das die Dunkelheit zerschmetterte, und mit wütendem Gebrüll verwandelte Amy sich in eine von ihnen und nahm an die

Gestalt eines Virals, furchtbar anzusehen. Dies aber war das Loslassen. Einer, der es sah, war Peter, eine andere Alicia, ein Dritter war Lucius, und alle anderen sahen es auch.

10. Und die Ketten zerrissen, eine mächtige Schlacht begann, und ein großer Sieg ward errungen, doch viele verloren ihr Leben. Einer von ihnen war Wolgast, der sich opferte, um Amy zu retten, denn er liebte sie wie ein Vater sein Kind.

11. Und so begab es sich, dass die Zwölf vom Antlitz der Erde getilgt wurden, und alle Menschen waren frei.

12. Von Amys Schicksal jedoch wussten ihre Freunde nichts, denn sie war nirgends zu finden.

I

Die Tochter

98–101 n. V.

Es gibt eine andere Welt, doch es ist diese.

Paul Éluard

1

Central Pennsylvania

August 98 n. V.

Acht Monate nach der Befreiung Homelands

Der Boden unter ihrer Klinge war nachgiebig und setzte den schwarzen Geruch von Erde frei. Die Luft war heiß und feucht, und in den Bäumen sangen Vögel. Sie kauerte auf Händen und Knien, stach in die Erde und stocherte sie auf. Handvoll für Handvoll schaufelte sie sie beiseite. Die Schwäche hatte nachgelassen, aber sie war nicht weg. Ihr Körper fühlte sich wacklig an, desorganisiert, ausgelaugt. Da war Schmerz, und da war die Erinnerung an Schmerz. Drei Tage waren vergangen, oder waren es vier? Schweißperlen glänzten auf ihrem Gesicht, und als sie sich die Lippen leckte, schmeckte sie Salz. Sie grub und grub. Der Schweiß lief in Rinnsalen an ihr herab und tropfte auf die Erde. Alles geht dorthin, dachte Alicia. Am Ende. Alles geht in die Erde.

Der Haufen neben ihr wuchs. Wie tief war tief genug? Nach knapp einem Meter begann sich die Erde zu verändern. Sie wurde kälter und roch nach Ton. Es war wie ein Zeichen. Sie wippte auf den Stiefelfersen zurück und trank in tiefen Zügen aus ihrer Flasche. Ihre Hände waren wund; ein großes Stück Haut am Daumenballen hatte sich abgeschält. Sie nahm das Stück zwischen Daumen und Zeigefinger in den Mund, trennte den Hautlappen mit den Zähnen ab und spuckte ihn auf den Boden.

Soldier wartete am Rand der Lichtung, und seine Kiefer arbeiteten geräuschvoll an einem Büschel des hüfthohen Grases. Die anmutige Hinterhand, die volle Mähne und das Blue-Roan-Fell, die prachtvollen Hufe und Zähne, die Augen, glänzend wie große schwarze Murmeln – eine glorreiche Aura umgab ihn. Wenn er wollte, konnte er absolut ruhig sein, und im nächsten Moment vollbrachte er bemerkenswerte Leistungen. Er hob das kluge Gesicht, als er sie kommen hörte. *Ich verstehe. Wir sind bereit.* Er wendete in einem langsamen Kreisbogen, den Kopf gesenkt, und folgte ihr unter die Bäume zu der Stelle, wo sie ihre Pläne aufgespannt hatte. Auf dem Boden neben Alicias blutigem Schlafsack lag das kleine Bündel, in eine fleckige Decke gewickelt. Ihre Tochter hatte weniger als eine Stunde gelebt, aber in dieser Stunde war Alicia zur Mutter geworden.

Soldier beobachtete sie, als sie wieder hervorkam. Das Gesicht des Babys war bedeckt. Alicia schlug das Tuch zurück, und Soldier senkte den Kopf zu dem Kind herunter, blähte die Nüstern, atmete seinen Duft ein. Winzig, die Nase und die Augen und der Rosenknospenmund, verblüffend in ihrer ganzen Menschlichkeit. Der Kopf war mit weichem roten Haar bedeckt. Aber da war kein Leben, kein Atem. Alicia hatte sich gefragt, ob sie in der Lage sein würde, sie zu lieben – dieses Kind, empfangen inmitten von Entsetzen und Schmerz, gezeugt von einem Ungeheuer. Von einem Mann, der sie geschlagen, vergewaltigt, beschimpft hatte. Wie töricht sie gewesen war.

Sie kehrte zurück auf die Lichtung. Die Sonne stand senkrecht über ihr; Insekten summten im Gras, rhythmisch pulsierend. Soldier stand neben ihr, als sie ihre Tochter ins Grab legte. Als die Wehen einsetzten, hatte Alicia angefangen zu beten. *Mach, dass ihr nichts fehlt.* Als eine Stunde der Qual in der nächsten zerfloss, hatte sie die kalte Gegenwart des Todes in sich gefühlt. Das Hämmern des Schmerzes dröhnte in ihr, ein Wind aus Stahl, und hallte in ihren Zellen wider wie Donner. Etwas stimmte nicht. *Bitte,*

Gott, beschütze sie, beschütze uns. Aber ihre Gebete blieben ungehört.

Die erste Handvoll Erde war die schwerste. Wie tat man das? Alicia hatte schon viele Menschen begraben. Manche hatte sie gekannt, andere nicht. Nur einen hatte sie geliebt. Den Jungen, Hightop. So lustig, so lebendig – und dann fort. Sie ließ die Erde durch die Finger rieseln. Mit einem leisen Prasseln traf sie auf das Tuch, wie die ersten Regentropfen auf dem Laub. Stück für Stück verschwand ihre Tochter. *Leb wohl, dachte sie, leb wohl, meine Liebste, meine Einzige.*

Sie kehrte zu ihrem Zelt zurück. Es war, als sei ihre Seele zerschmettert. Eine Million Glassplitter füllten ihre Brust, und ihre Knochen schienen aus Blei zu sein. Sie brauchte Wasser und etwas zu essen, denn ihre Vorräte waren erschöpft. Aber Jagen kam nicht in Frage, und der Bach, fünf Minuten weiter unten am Berg, kam ihr meilenweit entfernt vor. Die Bedürfnisse des Körpers – was bedeuteten sie schon? Nichts war mehr wichtig. Sie legte sich auf ihren Schlafsack und schloss die Augen, und bald war sie eingeschlafen.

Sie träumte von einem Fluss. Es war ein breiter, dunkler Fluss, und darüber schien der Mond. Sein Licht schimmerte auf dem Wasser wie eine goldene Straße. Was vor ihr lag, wusste Alicia nicht; sie wusste nur, dass sie diesen Fluss überqueren musste. Sie tat den ersten, vorsichtigen Schritt auf die glänzende Oberfläche, innerlich im Zwiespalt: Einerseits staunte sie über diese unwahrscheinliche Art des Vorankommens, andererseits überhaupt nicht. Als der Mond das andere Ufer berührte, erkannte sie, dass sie getäuscht worden war. Der glänzende Weg löste sich auf. Sie fing an zu laufen und versuchte verzweifelt, das andere Ufer zu erreichen, bevor der Fluss sie verschlang. Aber der Weg war zu weit, und mit jedem Schritt, den sie tat, sprang der Horizont ein Stück weiter zurück. Das Wasser schwappte um ihre Knöchel, ihre Knie, ihre Hüften. Sie hatte nicht die Kraft, gegen den Sog anzukämpfen.

Komm zu mir, Alicia. Komm zu mir, komm zu mir, komm zu mir.
Sie versank, der Fluss holte sie, sie stürzte ins Dunkel ...

Sie erwachte in einem gedämpften orangegelben Licht. Der Tag war fast vorüber. Bewegungslos blieb sie liegen und sammelte ihre Gedanken. Sie hatte sich an diese Alpträume gewöhnt. Die Bestandteile veränderten sich, aber das Gefühl nie – die Vergeblichkeit, die Angst. Aber diesmal war doch etwas anders gewesen. Ein Aspekt des Traums war in ihr Leben vorgedrungen. Ihr Hemd war nass. Sie schaute hinunter und sah wachsende Flecke. Ihr Milchfluss hatte begonnen.

Zu bleiben war keine bewusste Entscheidung. Der Wille zum Weitergehen war einfach nicht da. Ihre Kraft kehrte zurück, mit kleinen Schritten zunächst, und dann war sie plötzlich da, wie ein lange erwarteter Gast. Sie baute sich eine Hütte aus Ästen und Ranken und benutzte die Zeltplane als Dach. Der Wald wimmelte von Leben: Es gab Eichhörnchen und Kaninchen, Wachteln und Tauben und Rehe. Manches war zu flink für sie, aber nicht alles. Sie stellte Fallen auf und wartete auf Beute, oder sie benutzte die Armbrust: ein Schuss, ein sauberer Tod, und dann ein Abendessen, roh und warm. Wenn am Ende des Tages das Licht schwand, badete sie im Bach. Das Wasser war klar, und die Kälte war jedes Mal ein Schock. Einmal sah sie dabei die Bären. Ein Rascheln, zehn Meter weit stromaufwärts, etwas Schweres, das sich im Gebüsch bewegte, und dann erschienen sie am Ufer, eine Bärenmutter mit zwei Jungen. Alicia hatte solche Tiere noch nie leibhaftig gesehen, nur in Büchern. Sie stöberten zusammen im seichten Wasser und wühlten mit den Schnauzen im Schlamm. Ihre Anatomie wirkte irgendwie unverbunden und halb fertig, als wären die Muskeln unter dem dicken, von Zweigen durchflochtenen Pelz nicht fest mit der Haut vernäht. Eine Wolke von Insekten umgab sie, funkelnd im letzten Tageslicht. Die Bären bemerkten sie anscheinend nicht, und wenn doch, hielten sie sie nicht für wichtig.

Der Sommer verging. Gerade befand sie sich noch in einer Welt aus dicken grünen Blättern und dichtem Schatten, und dann explodierte der Wald in einem Tumult aus Farben. Morgens knirschte der Waldboden von Reif. Winterkälte senkte sich auf das Land und brachte ein Gefühl der Reinheit mit. Schnee lag schwer auf der Erde. Die schwarzen Reihen der Bäume, die kleinen Fußspuren der Vögel, der weiße Himmel, aus dem jede Farbe herausgewaschen war – alles war auf das Wesentliche reduziert. Welcher Monat war es? Welcher Tag? Mit der Zeit wurde die Nahrung zu einem Problem. Stundenlang, ja, über ganze Tage hinweg bewegte sie sich kaum und sparte ihre Kräfte. Seit fast einem Jahr hatte sie mit keiner Menschenseele mehr gesprochen, und nach und nach merkte sie, dass sie nicht mehr in Worten dachte, als wäre sie ein Geschöpf des Waldes geworden. Sie fragte sich, ob sie dabei war, den Verstand zu verlieren. Sie fing an, mit Soldier zu reden, als wäre er eine Person. *Soldier, sagte sie, was wollen wir heute Abend essen? Soldier, meinst du nicht, es wird Zeit, Feuerholz zu sammeln? Soldier, sieht der Himmel nach Schnee aus?*

Eines Nachts wachte sie in der Hütte auf und begriff, dass sie schon seit einer Weile Donner hörte. Ein nasser Frühlingswind wehte in richtungslosen Böen und wirbelte in den Baumwipfeln herum. Mit einem Gefühl, als betreffe es sie nicht, hörte Alicia, wie das Unwetter heraufzog, und dann war es plötzlich da. Ein Blitz zuckte über den Himmel und brannte das Bild der Umgebung in ihre Augen. Ein ohrenbetäubender Donnerschlag folgte. Sie ließ Soldier in die Hütte, als die Schleusen des Himmels sich öffneten und Regentropfen ausspien, so schwer wie Geschosse. Das Pferd zitterte vor Entsetzen, und Alicia musste es beruhigen: Nur eine panische Bewegung in dem engen Raum, und der mächtige Körper würde die Hütte zertrümmern. *Du bist mein braver Junge*, sagte sie und streichelte seine Flanke. Mit der freien Hand schlang sie ihm den Strick um den Hals. *Mein braver, braver Junge. Was meinst du? Leistest du einem Mädels in*

einer Regennacht Gesellschaft? Sein Körper war angespannt, eine Mauer aus harten Muskeln, aber als sie Kraft aufwandte, um ihn herunterzuziehen, ließ er es zu. Vor den Wänden der Hütte erstrahlten die Blitze, und der Himmel schien zu schwanken. Mit machtvолlem Seufzen ließ er sich auf die Knie fallen und drehte sich neben ihrem Schlafsack auf die Seite, und so schliefen sie beide, während der Regen die ganze Nacht herunterprasselte und den Winter wegwusch.

Zwei Jahre blieb sie an diesem Ort. Das Fortgehen fiel nicht leicht; der Wald war ein Trost für sie. Sie hatte seinen Rhythmus übernommen. Aber als der dritte Sommer begann, regte sich ein neues Gefühl in ihr. Es wurde Zeit weiterzuziehen. Zu vollenden, was sie begonnen hatte.

Den Rest des Sommers verbrachte sie mit Vorbereitungen. Dazu gehörte der Bau einer Waffe. Zu Fuß zog sie los und besuchte die kleinen Städte am Fluss, und als sie nach drei Tagen zurückkam, schleppte sie einen klirrenden Sack. Sie kannte die Grundlagen dessen, was sie vorhatte, denn sie hatte den Vorgang schon viele Male mitangesehen, und die Details würden sich durch systematisches Ausprobieren ergeben. Ein flacher Steinblock am Bach sollte ihr als Amboss dienen. Am Rand des Wassers entfachte sie ein Feuer und sah zu, wie es zu Kohle herunterbrannte. Es kam darauf an, die richtige Temperatur zu halten. Als sie das Gefühl hatte, dass alles stimmte, nahm sie das erste Teil aus dem Sack: eine Stange O1-Stahl, fünf Zentimeter breit, einen knappen Meter lang, einen Zentimeter dick. Als Nächstes holte sie einen Hammer heraus, eine Eisenzange und ein Paar dicke Handschuhe. Sie schob das Ende der Stahlstange in die Glut und sah zu, wie die Farbe sich veränderte, als das Metall heiß wurde. Dann machte sie sich an die Arbeit.

Sie musste noch dreimal stromabwärts wandern und Material holen, und das Resultat war plump, aber am Ende war sie

zufrieden. Sie umwickelte das glatte Metall am Griff mit groben, faserigen Ranken, sodass sie es fest mit der Faust umschließen konnte. Das Gewicht lag angenehm in der Hand, und die polierte Spitze glänzte in der Sonne. Aber die eigentliche Prüfung wäre der erste Schnitt. Bei ihrem letzten Ausflug stromabwärts war sie an einem Feld mit menschenkopfgroßen Melonen vorbeigekommen. Sie wuchsen dort dicht an dicht in einem Gewirr von Ranken und Blättern, geformt wie greifende Hände. Sie hatte eine ausgesucht und sie im Sack nach Hause genommen. Jetzt legte sie sie vorsichtig auf einen umgestürzten Baumstamm, zielte und ließ das Schwert in einem senkrechten Bogen niederfahren. Die beiden getrennten Hälften rollten träge voneinander weg, als wären sie betäubt, und klatschten auf den Boden.

Jetzt hielt sie nichts mehr an diesem Ort. Am Abend vor ihrem Abschied besuchte Alicia das Grab ihrer Tochter. Sie wollte es nicht in letzter Sekunde tun. Ihr Abschied sollte sauber sein. Die Stätte war zwei Jahre lang unmarkiert geblieben. Nichts war ihr würdig genug erschienen. Aber sie unbezeichnet zu verlassen kam ihr falsch vor. Aus dem Stahl, den sie noch hatte, formte sie ein Kreuz, schlug es mit dem Hammer in den Boden und kniete davor nieder. Der Leichnam würde inzwischen nicht mehr da sein. Vielleicht noch ein paar Knochen, oder der Abdruck von Knochen. Ihre Tochter war in die Erde übergegangen, in die Bäume, die Steine, ja, sogar in den Himmel und die Tiere. Sie war an einem Ort jenseits allen Wissens. Ihre nie erprobte Stimme war im Gesang der Vögel, die rote Haube ihres Haars im flammenden Laub des Herbstes. An das alles dachte Alicia und berührte mit einer Hand die weiche Erde. Aber sie hatte keine Gebete mehr in sich. Ein Herz, das einmal gebrochen war, blieb gebrochen.

»Es tut mir leid«, sagte sie.

Ein wenig bemerkenswerter Morgen dämmerte herauf: windstill, grau, die Luft kompakt von Nebel. Das Schwert in seiner Scheide aus Hirschleder hing schräg über ihrem Rücken, und die

Messer klemmten unter den Patronengurten x-förmig vor ihrer Brust. Eine Schutzbrille mit dunklen Gläsern und ledernen Abschirmungen an den Schläfen verbarg ihre Augen. Sie befestigte die Satteltasche an ihrem Platz und schwang sich auf Soldiers Rücken. Seit Tagen schweifte er rastlos umher; er spürte, dass sie bald aufbrechen würden. *Werden wir tun, was ich vermute? Mir gefällt es hier eigentlich ganz gut, weißt du ...* Sie hatte vor, ostwärts am Bach entlangzureiten und seinem Lauf durch die Berge zu folgen. Mit etwas Glück würde sie New York erreichen, bevor die ersten Blätter fielen.

Sie schloss die Augen und wartete, bis ihr Kopf ganz leer war. Erst wenn alles frei wäre, würde die Stimme kommen. Sie kam von dort, wo auch die Träume herkamen, und wisperte in ihr Ohr wie der Wind aus einer Höhle.

Alicia, du bist nicht allein. Ich kenne deine Trauer, denn es ist meine eigene. Ich warte auf dich, Lish. Komm zu mir. Komm nach Hause.

Sie stieß Soldier die Fersen in die Flanken.

2

Der Tag neigte sich dem Ende zu, als Peter zum Haus zurückkehrte. Über ihm dehnte sich der endlose Himmel Utahs, zerklüftet von langen Farbstreifen vor einem dunkler werdenden Blau. Ein Abend im Frühherbst – die Nächte waren kalt, die Tage immer noch schön. Er wanderte am Ufer des murmelnden Flusses entlang heimwärts, die Rute über die Schulter gelegt, und der Hund schlenderte neben ihm her. In seiner Tasche waren zwei fette Forellen, in goldene Blätter gewickelt.

Als er sich der Farm näherte, hörte er Musik, die aus dem Haus kam. Auf der Veranda streifte er die schlammverschmierten Stiefel ab, legte die Tasche hin und trat behutsam durch die Tür. Amy saß vor dem alten Klavier mit dem Rücken zur Tür. Leise trat er hinter sie. Sie war so konzentriert, dass sie ihn nicht bemerkte. Bewegungslos stand er da und hörte ihr zu, fast ohne zu atmen. Amys Körper wiegte sich leicht im Takt der Musik. Ihre Finger bewegten sich flink über die Tasten und riefen die Töne eher hervor, als dass sie sie spielten. Das Stück war die klangliche Verkörperung reiner Gefühle, und in den Tönen lag tiefes Herzweh, aber dieses Gefühl war mit solcher Zartheit ausgedrückt, dass es nicht traurig wirkte. Es erinnerte ihn daran, wie die Zeit sich anfühlte, wenn sie unausweichlich in der Vergangenheit versank und zur Erinnerung wurde.

»Du bist zu Hause.«

Das Stück war zu Ende gegangen, ohne dass er es bemerkt hatte. Als er ihr die Hände auf die Schultern legte, drehte sie sich auf der Bank um und hob das Gesicht.

»Komm her«, sagte sie.

Er beugte sich herunter und nahm ihren Kuss entgegen. Ihre Schönheit war erstaunlich, und jedes Mal, wenn er sie ansah, entdeckte er sie neu. Er deutete mit dem Kopf auf die Tasten. »Ich weiß immer noch nicht, wie du das machst«, sagte er.

»Hat es dir gefallen?« Sie lächelte. »Ich habe den ganzen Tag geübt.«

Ja, sagte er, es sei wunderschön. Es erinnere ihn an so vieles, sagte er. Aber es sei schwer in Worte zu fassen.

»Wie war's am Fluss? Du warst eine ganze Weile weg.«

»Wirklich?« Der Tag war wie so viele andere in einem Dunst der Zufriedenheit vergangen. »Es ist dort so schön um diese Jahreszeit. Ich glaube, ich habe einfach die Zeit vergessen.« Er küsste sie auf den Scheitel. Ihr Haar war frisch gewaschen und duftete nach den Kräutern, die sie benutzte, um die harte Lauge weicher zu machen. »Spiel doch weiter. Ich mache uns Abendessen.«

Er ging durch die Küche zur Hintertür und in den Garten hinaus. Der Garten welkte; bald würde er unter dem Schnee schlummern, und die letzten Reste seiner Fülle würden für den Winter eingelagert werden. Der Hund war allein losgezogen. Er bewegte sich in weitem Radius, aber Peter war nie beunruhigt, denn er fand immer nach Hause zurück, bevor es dunkel wurde. An der Pumpe ließ Peter den Bottich volllaufen, und dann zog er sich das Hemd aus, spritzte Wasser auf Gesicht und Brust und wusch sich. Die Berghänge warfen die letzten Sonnenstrahlen zurück, und lange Schatten streckten sich über den Boden. Diese Tageszeit war ihm die liebste, das Gefühl, dass die Dinge ineinander verschmolzen und alles in der Schwebe war. Als es dunkler wurde, tauchten die Sterne auf, erst einer, dann noch einer und noch

einer. In dieser Stunde wohnte das gleiche Gefühl wie in Amys Musik: Erinnerung und Sehnsucht, Glück und Trauer, Anfang und Ende in einem.

Er machte Feuer, putzte seinen Fang und legte das weiche, weiße Fleisch mit einem Klecks Fett in die Pfanne. Amy kam heraus und setzte sich zu ihm, und sie schauten zu, wie das Essen garte. Sie aßen bei Kerzenschein in der Küche: die Forellen, in Scheiben geschnittene Tomaten und eine in der Glut gebackene Kartoffel. Danach teilten sie sich einen Apfel. Sie zündeten im Wohnzimmer ein Feuer an und machten es sich unter einer Wolldecke auf der Couch bequem. Der Hund ließ sich auf seinem gewohnten Platz zu ihren Füßen nieder. Sie schauten in die Flammen, ohne zu reden. Worte waren unnötig; alles zwischen ihnen war gesagt, sie hatten einander alles anvertraut und wussten es. Nach einiger Zeit stand Amy auf und streckte die Hand aus.

»Komm ins Bett.«

Mit Kerzen in den Händen gingen sie die Treppe hinauf. In der winzigen Schlafkammer unter dem Dach zogen sie sich aus, krochen unter die Steppdecken und rollten sich umeinander, um sich zu wärmen. Unten vor dem Fußende ließ der Hund sich mit einem Seufzen, das klang wie der Wind, zu Boden sinken. Ein guter alter Hund, loyal wie ein Löwe: Er würde bis zum Morgen dort bleiben und die beiden bewachen. Die Nähe ihrer warmen Körper, der gemeinsame Rhythmus ihres Atmens – es war nicht Glück, was Peter empfand, sondern etwas Tieferes, Vollereres. Sein Leben lang hatte er sich gewünscht, von einem einzigen Menschen gekannt zu werden. Das war Liebe, entschied er. Wenn jemand dich kannte.

»Peter? Was ist?«

Einige Zeit war vergangen. Sein Geist, schwebend im unermesslichen Raum zwischen Schlafen und Wachen, war alten Erinnerungen nachgegangen.

»Ich dachte an Theo und Maus. An die Nacht in der Scheune, als der Viral angriff.« Ein Gedanke wehte vorbei, knapp außer

Reichweite. »Mein Bruder hat nie herausbekommen, was den Viral getötet hat.«

Amy schwieg einen Moment lang. »Na, das warst du, Peter. Du warst es, der sie gerettet hat. Das habe ich dir gesagt – weißt du es nicht mehr?«

Hatte sie? Und was konnte sie damit meinen? Zum Zeitpunkt des Angriffs war er in Colorado gewesen, viele Meilen und Tage weit entfernt. Wie sollte er derjenige gewesen sein?

»Ich habe dir erklärt, wie es geht. Die Farm ist etwas Besonderes. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind dort eins. Du warst in der Scheune, eben weil du dort sein musstest.«

»Aber ich kann mich nicht daran erinnern.«

»Weil es noch nicht passiert ist. Nicht für dich. Aber die Zeit wird kommen, da es passiert. Du wirst dort sein, um sie zu retten. Um Caleb zu retten.«

Caleb, sein Junge. Jähe Trauer überwältigte ihn, eine intensive, sehnsuchtsvolle Liebe. Ein Kloß stieg ihm in die Kehle. So viele Jahre. So viele Jahre, die vergangen waren.

»Aber jetzt sind wir hier«, sagte er, »du und ich, in diesem Bett. Das ist real.«

»So real wie nichts anderes auf der Welt.« Sie schmiegte sich an ihn. »Wir wollen uns jetzt nicht den Kopf zerbrechen. Du bist müde, das merke ich.«

Das war er. So müde, sehr müde. Er fühlte die Jahre in den Knochen. Eine Erinnerung tauchte in seinem Kopf auf: Er sah sein Gesicht im Fluss. Wann war das gewesen? Heute? Gestern? Vor einer Woche, einem Monat, einem Jahr? Die Sonne stand hoch am Himmel und verwandelte die Wasserfläche in einen funkelnden Spiegel. Sein Bild bebte in der Strömung. Tiefe Falten und schlaffe Wangen, Hautsäcke unter den Augen, die mit der Zeit stumpf geworden waren, und das, was von seinem Haar noch übrig war, saß weiß wie eine Mütze aus Schnee auf seinem Kopf. Es war das Gesicht eines alten Mannes.

»War ich ... tot?«

Amy antwortete nicht. Und da verstand Peter, was sie ihm sagen wollte. Nicht nur, dass er sterben würde, wie jedermann sterben musste, sondern dass der Tod nicht das Ende war. Er würde hierbleiben, ein wachsamer Geist, außerhalb der Mauern der Zeit. Das war der Schlüssel zu allem; er öffnete eine Tür, hinter der die Antwort auf alle Geheimnisse des Lebens wartete. Er dachte an den Tag, an dem er auf die Farm gekommen war, vor so langer Zeit. Alles war so unerklärlich unversehrt – die volle Speisekammer, die Gardinen an den Fenstern, das Geschirr auf dem Tisch, als habe es sie erwartet. Das war es. Sein einziges wahres Zuhause auf der Welt.

Als er so im Dunkeln lag, schwoll ihm die Brust vor lauter Zufriedenheit. Es gab Dinge, die er verloren hatte, Leute, die nicht mehr da waren. Alles musste vergehen. Sogar die Erde selbst, der Himmel und der Fluss und die Sterne, die er liebte, würden eines Tages das Ende ihres Daseins erreichen. Aber davor musste man sich nicht fürchten. Es war die bittersüße Schönheit des Lebens. Er malte sich den Augenblick seines Todes aus. So stark war die Vision, dass es war wie eine Erinnerung, nicht wie eine Vorstellung. Er würde hier in diesem Bett liegen, an einem Nachmittag im Sommer, und Amy würde ihn im Arm halten. Sie würde aussehen wie jetzt, stark und schön und voller Leben. Das Bett steht dem Fenster gegenüber, und die Gardinen leuchten in diffusem Licht. Da ist kein Schmerz, nur das Gefühl der Auflösung. *Es ist gut, Peter*, würde Amy sagen. *Es ist alles gut. Ich werde bald da sein.* Das Licht würde wachsen, immer größer werden, erst sein Gesichtsfeld, dann sein Bewusstsein ausfüllen, und so würde er fortgehen: auf Wellen von Licht.

»Ich liebe dich so sehr«, sagte er.

»Ich liebe dich auch.«

»Es war ein wunderbarer Tag, nicht wahr?«

Er spürte, wie sie nickte. »Und wir werden noch viele haben. Ein Meer von Tagen.«

Er zog sie fest an sich. Die Nacht draußen war kalt und still. »Das war ein schönes Lied«, sagte er. »Ich bin froh, dass wir das Klavier gefunden haben.«

Und damit, zusammengerollt in ihrem großen weichen Bett unter dem Dach, schiefen sie beide ein.

Ich bin froh, dass wir das Klavier gefunden haben.

Das Klavier.

Das Klavier.

Das Klavier ...

Peter kam zu sich und merkte, dass er nackt war, eingewickelt in schweißfeuchte Laken. Einen Moment lang blieb er bewegungslos liegen. Hatte er nicht eben noch ...? Und war er nicht ...? Er hatte einen Geschmack im Mund, als habe er Sand gegessen, und seine Blase war schwer wie ein Stein. Hinter den Augäpfeln machten sich die ersten Stiche eines Katers bemerkbar, der sich auf einen längeren Aufenthalt einstellte.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Lieutenant.«

Lore lag neben ihm. Weniger *neben* ihm, als vielmehr um ihn herum, ihre Körper waren ineinander verknotet und glitschig von Schweiß, wo sie einander berührten. Die Hütte – zwei Zimmer mit einem Abort hinten im Freien – hatten sie schon öfter benutzt, aber wem sie gehörte, war ihm nicht klar. Das kleine Fenster vor dem Fußende des Bettes war ein graues Viereck im Licht des sommerlichen Morgenrauens.

»Du musst mich mit jemandem verwechseln.«

»Oh, glaub mir«, sagte sie und legte einen Finger mitten auf seine Brust, »dich kann man nicht verwechseln. Wie fühlt man sich mit dreißig?«

»Wie neunundzwanzig mit Kopfschmerzen.«

Sie lächelte verführerisch. »Na, ich hoffe, dein Geschenk hat dir gefallen. Tut mir leid, dass ich die Karte vergessen habe.«

Sie wand sich los, drehte sich zur Bettkante und angelte ihr

Hemd vom Boden herauf. Ihr Haar war inzwischen so lang, dass sie es hinten zusammenbinden musste, und ihre Schultern waren breit und kräftig. Sie zwängte sich in eine schmutzige Hose, schob die Füße in ihre Stiefel und drehte ihren Oberkörper, um ihn anzusehen.

»Entschuldige die Eile, *mi amigo*, aber ich habe Tanker zu bewegen. Ich würde dir Frühstück machen, aber ich bezweifle ernsthaft, dass hier etwas im Haus ist.« Sie beugte sich herunter und küsste ihn. »Alles Liebe für Caleb, okay?«

Der Junge war über Nacht bei Sara und Hollis. Die beiden fragten Peter nie, wohin er ging, aber sie konnten sich sicher denken, worum es ging. »Ich werd's ihm ausrichten.«

»Und wenn ich das nächste Mal in der Stadt bin, sehen wir uns wieder?« Als Peter nicht antwortete, legte sie den Kopf schräg und sah ihn an. »Oder ... vielleicht auch nicht.«

Er wusste im Grunde keine Antwort darauf. Was sie miteinander verband, war nicht Liebe – dieses Thema war überhaupt nie angesprochen worden –, aber es war doch mehr als körperliches Verlangen. Es lag irgendwo in dem grauen Zwischenraum zwischen beidem, war weder das eine noch das andere, und genau darin bestand das Problem. Mit Lore zusammen zu sein erinnerte ihn an das, was er nicht haben konnte.

Sie machte ein langes Gesicht. »Na, scheiße. Und dabei hatte ich dich so verdammt *gern*, Lieutenant.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

Sie seufzte und schaute weg. »Es ist ja nicht so, als wäre es für die Ewigkeit gewesen. Ich wünschte nur, ich hätte daran gedacht, dich zuerst abzuservieren.«

»Es tut mir leid. Ich hätte es nicht so weit kommen lassen dürfen.«

»Glaub mir, es geht vorbei.« Sie hob das Gesicht zur Decke, atmete tief durch und wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. »Scheiße, Peter. Siehst du, was du mit mir gemacht hast?«

Ihm war schrecklich zumute. Er hatte nichts von alledem geplant; noch vor einer Minute hatte er geglaubt, sie würden sich von dem, was immer zwischen ihnen sein mochte, weiterräumen lassen, bis sie das Interesse verloren oder neue Leute ins Spiel kamen.

»Es ist nicht wegen Michael, oder?«, fragte Lore. »Denn ich hab dir gesagt, das ist vorbei.«

»Ich weiß nicht.« Er zögerte und zuckte die Achseln. »Okay, ein bisschen vielleicht. Er wird es herausfinden, wenn wir so weitermachen.«

»Dann findet er es heraus. Na und?«

»Er ist mein Freund.«

Sie wischte sich über die Augen und lachte leise und verbittert. »Deine Loyalität ist bewundernswert, aber glaub mir, ich bin das Letzte, woran Michael denkt. Wahrscheinlich würde er dir sogar dankbar sein, weil du ihn von mir befreist.«

»Das ist nicht wahr.«

Sie zuckte die Achseln. »Das sagst du nur, weil du nett bist. Vielleicht mag ich dich deshalb so sehr. Aber du brauchst nicht zu lügen. Wir wissen beide, was wir tun. Ich sage mir ständig, ich werde schon über ihn hinwegkommen, aber natürlich gelingt mir das nie. Und weißt du, was mich am meisten fertigmacht? Dass er mir nicht mal die Wahrheit sagen kann. Diese verdammte Rothaarige. Was ist mit der?«

Einen Moment lang war Peter ratlos. »Redest du von ... Lish?«

Lore warf ihm einen scharfen Blick zu. »Peter, sei nicht so schwer von Begriff. Was glaubst du, was er da draußen macht in seinem blöden Boot? Drei Jahre, seit sie weg ist, und er kann sie immer noch nicht vergessen. Wenn sie noch da wäre, hätte ich vielleicht eine Chance. Aber mit einem Geist kann man nicht konkurrieren.«

Peter brauchte noch einmal einen Augenblick, um das zu verarbeiten. Noch vor einer knappen Minute hätte er behauptet, Mi-

chael könne Alicia nicht mal *leiden*. Die beiden waren gewesen wie Hund und Katze. Aber innerlich, das wusste Peter, waren sie einander nicht so unähnlich. Sie besaßen den gleichen harten Kern, die gleiche Entschlossenheit, die gleiche Sturheit, die sie kein Nein akzeptieren ließ, wenn sie sich in eine Idee verbissen hatten. Und da gab es natürlich eine lange gemeinsame Vergangenheit. Ging es darum bei Michaels Boot? War es seine Art, den Verlust zu betrauern? Sie alle hatten es getan, jeder auf seine Weise. Peter war eine Zeitlang wütend auf sie gewesen. Sie hatte sie verlassen, ohne eine Erklärung, ja, sogar ohne ein Wort des Abschieds. Aber vieles hatte sich geändert. Die Welt hatte sich geändert. Was er jetzt hauptsächlich empfand, war der reine Schmerz der Einsamkeit. In seinem Herzen war eine kalte, leere Stelle, wo Alicia einst gewesen war.

»Was dich angeht«, sagte Lore und rieb sich die Augen mit dem Handrücken, »ich weiß nicht, wer sie ist, aber sie ist ein Glückspilz.«

Leugnen hatte keinen Sinn. »Es tut mir wirklich leid.«

»Hast du bereits gesagt.« Lore lächelte schmerzlich und schlug sich mit den flachen Händen auf die Knie. »Na, ich hab mein Öl. Was kann sich ein Mädels sonst noch wünschen? Tu mir nur einen Gefallen und fühl dich beschissen, okay? Du brauchst es nicht in die Länge zu ziehen. Eine oder zwei Wochen reichen.«

»Ich fühle mich jetzt schon beschissen.«

»Gut.« Sie beugte sich vor und gab ihm einen eindringlichen Kuss, der nach Tränen schmeckte, bevor sie abrupt zurückwich. »Noch einen für unterwegs. Man sieht sich, Lieutenant.«

Die Sonne ging auf, als Peter die Treppe auf den Damm hinaufstieg. Der Kater hatte sich festgesetzt und würde nicht besser werden, wenn er den Tag auf einem glühend heißen Dach verbrachte und den Hammer schwang. Er hätte noch ein Stündchen Schlaf gebrauchen können, aber nach dem Gespräch mit Lore wollte er einen klaren Kopf bekommen, bevor er sich zur Arbeit meldete.

Oben erwartete ihn der anbrechende Tag, gedämpft von einer tiefhängenden Wolkenschicht, die innerhalb der nächsten Stunde verdunsten würde. Seit Peter die Expeditionstruppe verlassen hatte, hatte der Damm in seinen Gedanken eine totemhafte Bedeutung angenommen. In den Tagen vor seiner schicksalhaften Abreise ins Homeland war er mit seinem Neffen hergekommen. Dabei hatte sich nichts besonders Bemerkenswertes ereignet. Sie hatten die Aussicht genossen und sich unterhalten, über Peters Reisen mit der Expeditionstruppe und über Calebs Eltern, Theo und Maus, und dann waren sie zum Staubecken hinuntergestiegen, um zu schwimmen, was Caleb noch nie zuvor getan hatte. Ein ganz gewöhnlicher Ausflug, aber am Ende dieses Tages war etwas verändert gewesen. In Peters Herzen hatte sich eine Tür geöffnet. Da hatte er es noch nicht begriffen, aber auf der anderen Seite dieser Tür lag ein neues Leben, in dem er die Verantwortung als Vater des Jungen übernehmen würde.

Das war das eine Leben, das Leben, von dem die Leute wussten. Peter Jaxon, Offizier der Expeditionsstreitmacht im Ruhestand und jetzt Zimmermann und Vater, Bürger von Kerrville, Texas. Es war ein Leben wie jedes andere, mit Erfolgserlebnissen, Mühsal, Höhen und Tiefen, tagein, tagaus, und er führte es gern. Caleb war gerade zehn geworden, und anders als Peter, der in diesem Alter schon als Läufer der Wache gedient hatte, erlebte der Junge eine Kindheit. Er ging zur Schule, er spielte mit seinen Freunden, er erledigte seine Aufgaben, ohne dass man ihn lange drängen musste und nur gelegentlich mit Gemecker, und jeden Abend, wenn Peter ihn zugedeckt hatte, träumte er in der wohligen Gewissheit, dass der nächste Tag genauso werden würde wie der vorige. Er war groß für sein Alter, wie ein Jaxon, und die weichen Züge des kleinen Jungen verschwanden allmählich aus seinem Gesicht. Jeden Tag bekam er ein bisschen mehr Ähnlichkeit mit seinem Vater, Theo. Aber über seine Eltern wurde nicht mehr gesprochen. Nicht dass Peter es vermied – der Junge fragte

einfach nicht. Eines Abends, Peter und Caleb lebten seit sechs Monaten allein zusammen, saßen die beiden beim Schach, als der Junge, während er eine Figur für den nächsten Zug über dem Brett schweben ließ, ganz schlicht und so entspannt, als erkundige er sich nach dem Wetter, fragte: *Wäre es okay, wenn ich Dad zu dir sage?* Peter war verblüfft: Das hatte er nicht kommen sehen. *Möchtest du das denn?*, fragte er, und der Junge nickte. *M-hm. Ich glaube, das wäre gut.*

Was sein anderes Leben anging, so konnte Peter nicht genau sagen, wie es aussah – nur, dass es existierte und dass es sich nachts abspielte. Seine Träume von der Farm umfassten eine Vielzahl von Tagen und Ereignissen, aber die Stimmung war immer die gleiche: Er fühlte sich zugehörig und daheim. So lebhaft waren diese Träume, dass es beim Aufwachen so war, als sei er tatsächlich in einer anderen Zeit und an einem anderen Ort gewesen, als seien die Stunden des Wachseins und die des Schlafens zwei verschiedene Seiten derselben Medaille, die eine nicht weniger real als die andere.

Was für Träume waren das? Woher kamen sie? Entstammten sie seinem eigenen Hirn, oder war es möglich, dass sie aus einer Quelle außerhalb von ihm kamen – vielleicht gar von Amy selbst? Peter hatte niemandem von der ersten Nacht der Evakuierung aus Iowa erzählt, als Amy zu ihm gekommen war. Dafür gab es viele Gründe, aber vor allem konnte er nicht sicher sein, dass das Ganze wirklich passiert war. Er war in diesem Augenblick aus einem tiefen Schlaf erwacht. Saras und Hollis' Tochter hatte auf seinem Schoß geschlafen, mit ihm zusammen warm eingepackt zum Schutz vor der Kälte von Iowa unter einem Himmel, der so trunken war von Sternen, dass er das Gefühl hatte, zwischen ihnen zu schweben. Und da war sie gewesen. Sie hatten nicht gesprochen, aber das war auch nicht nötig gewesen. Die Berührung ihrer Hände hatte genügt. Der Augenblick hatte ewig gedauert und war blitzartig vorbei gewesen. Ehe Peter sichs versah, war Amy fort.

Hatte er auch das geträumt? Allem Anschein nach ja. Alle glaubten, Amy sei im Stadion gestorben, getötet von der Explosion, die für die Zwölf das Ende bedeutete hatte. Man hatte keine Spur von ihr gefunden. Dennoch, der Augenblick war so real gewesen. Manchmal war er überzeugt davon, dass Amy irgendwo da draußen war, aber dann beschlichen ihn Zweifel. Am Ende behielt er seine Fragen für sich.

Eine Zeitlang blieb er stehen und sah zu, wie die Sonne ihr Licht über die texanischen Hügel ausbreitete. Die Oberfläche des Staubeckens unter ihm war still und blank wie ein Spiegel. Er wäre gern ein bisschen geschwommen, um den Kater loszuwerden, aber er musste Caleb holen und in die Schule bringen, bevor er sich zur Arbeit meldete. Er war kein großer Zimmermann – eigentlich hatte er nur einen Beruf gelernt, nämlich den des Soldaten –, aber die Arbeit war regelmäßig und nicht weit weg von zu Hause, und da so viel gebaut werden musste, benötigte die Wohnungsbehörde jeden, den sie bekommen konnte.

Kerrville platzte aus den Nähten. Fünfzigtausend Seelen hatten die Reise von Iowa hierher gemacht, und in nur zwei Jahren war die Bevölkerung auf mehr als das Doppelte gewachsen. So viele aufzunehmen war nicht leicht gewesen, und es war noch immer nicht leicht. Kerrville existierte unter der Voraussetzung, dass das Bevölkerungswachstum bei null blieb. Ehepaare, die mehr als zwei Kinder bekamen, mussten ein empfindliches Bußgeld zahlen; wenn ein Kind starb, durften sie ein drittes haben, aber nur, wenn das verstorbene Kind noch keine zehn Jahre alt geworden war.

Dieses Konzept war nicht mehr zu halten gewesen, als die Menschen aus Iowa gekommen waren. Die Lebensmittel waren knapp geworden, es hatte einen Run auf Benzin und Medikamente und Probleme mit dem Abwasser gegeben – all die Probleme, die daher rührten, dass zu viele Menschen auf zu kleinem Raum zusammengepfert waren, und Ressentiments gab es auf beiden Seiten mehr als genug. Eine hastig aufgebaute Zeltstadt hatte die ersten

paar Wellen aufgenommen, aber als der Zustrom nicht aufhörte, war dieses provisorische Lager bald zu einem Elendsviertel verkommen. Zwar hatten sich viele der Iowaner nach lebenslanger Zwangsarbeit bemüht, sich in einem Dasein zurechtzufinden, in dem ihnen nicht jede Entscheidung abgenommen wurde – eine verbreitete Redewendung war »faul wie ein Homelander« –, aber andere hatten den entgegengesetzten Weg eingeschlagen: Sie verstießen gegen die Sperrstunde, frequentierten Dunks Bordelle und Spielcasinos, tranken, stahlen, prügeln sich und liefen in jeder Hinsicht Amok. Die Einzigen, die darüber glücklich zu sein schienen, waren die Händler, die das Geld nur so scheffelten: Auf dem Schwarzmarkt bekam man alles, von Lebensmitteln über Verbandmaterial bis zu Hämmern.

Die Leute sprachen inzwischen offen darüber, sich außerhalb der Mauer anzusiedeln. Peter nahm an, es war nur noch eine Frage der Zeit. Seit drei Jahren war kein einziger Viral mehr gesichtet worden, weder Drac noch Dopey, und die Zivilverwaltung stand unter einem wachsenden Druck, das Tor zu öffnen. Die Ereignisse im Stadion waren unter den Einwohnern zu eintausend verschiedenen Legenden geworden, von denen nicht zwei genau gleich waren. Aber selbst die hartgesottensten Zweifler freundeten sich allmählich mit dem Gedanken an, dass die Gefahr wirklich vorbei war. Peter sollte eigentlich von allen der Erste sein, der hier zustimmte.

Er drehte sich um und schaute über die Stadt. Fast hunderttausend Seelen. Es hatte eine Zeit gegeben, da hätte ihn diese Zahl umgeworfen. Er war in einer Stadt – einer Welt – mit weniger als hundert Menschen aufgewachsen. Am Tor sammelten sich die Transporter, die die Arbeiter in den landwirtschaftlichen Komplex bringen würden, und pufften Dieselqualm in die Morgenluft. Von überall her kamen die Geräusche und Gerüche des Lebens, während die Stadt sich erhob und ihre Glieder streckte. Die Probleme waren real, aber klein, wenn man sie mit den Verheißungen dieser

Szene verglich. Das Zeitalter der Virals war vorbei, und mit der Menschheit ging es endlich wieder bergauf. Da war ein Kontinent, den man nur zu nehmen brauchte, und Kerrville war der Ort, an dem das Neue Zeitalter seinen Anfang nehmen würde. Warum also kam es ihm so dürftig vor, so schwächlich? Warum bebte er hier auf dem Damm an einem so vielversprechenden Morgen innerlich von dunklen Vorahnungen?

Na, dachte Peter, von mir aus. Wenn man als Vater etwas lernte, dann dies: Man kann sich Sorgen machen, solange man will, es wird nichts ändern. Er musste einen Lunch einpacken und sagen: »Sei brav«, und dann musste er einen Tag voll einfacher, ehrlicher Arbeit zu Boden ringen, und in vierundzwanzig Stunden von jetzt an würde alles wieder von vorn anfangen. *Drei-ßig*, dachte er nachdenklich, *heute werde ich dreißig Jahre alt*. Wenn jemand ihm vor zehn Jahren gesagt hätte, dass er diesen Tag erleben oder gar einen Sohn großziehen würde, hätte er ihn für verrückt erklärt. Vielleicht also war das wirklich alles, was zählte. Einfach am Leben zu sein, zu lieben und wiedergeliebt zu werden – vielleicht war das genug.

Er hatte Sara gesagt, er wolle keine Party, aber natürlich würde die Frau irgendetwas veranstalten. *Nach allem, was wir durchgemacht haben, bedeutet die Dreißig etwas. Komm nach der Arbeit bei uns vorbei. Außer uns fünf wird niemand da sein. Ich verspreche dir, es wird keine große Sache*. Er holte Caleb von der Schule ab und ging nach Hause, um sich zu waschen, und kurz nach 18:00 Uhr erreichten sie Saras und Hollis' Apartment und traten durch die Tür und waren auf der Party, die Peter nicht haben wollen. Dutzende von Leuten drängten sich in den beiden kleinen, luftlosen Zimmern – Nachbarn und Kollegen, die Eltern von Calebs Freunden, Männer, mit denen er bei der Armee gedient hatte, sogar Schwester Peg, die trotz ihrer strengen grauen Kutte lachte und plauderte wie alle andern. Sara umarmte ihn in der Tür und gratulierte ihm zum Geburtstag, und Hollis

drückte ihm ein Glas in die Hand und klopfte ihm auf den Rücken. Caleb und Kate kicherten so sehr, dass sie sich kaum noch halten konnten. Peter sah Caleb an. »Hast du davon gewusst? Und du, Kate?«

»Natürlich haben wir es gewusst!«, schrie der Junge. »Du solltest dein Gesicht sehen, Dad!«

»Na, das gibt noch großen Ärger«, sagte Peter im Ton eines erbosten Vaters, aber auch er musste lachen.

Es gab zu essen und zu trinken, Kuchen, sogar Geschenke, Dinge, die man selbst machen oder irgendwo abstauben konnte, und manches war als Scherz gedacht: Socken, Seife, ein Taschenmesser, ein Kartenspiel, ein großer Strohhut, den Peter aufsetzte, damit alle etwas zu lachen hatten. Von Sara und Hollis bekam er einen Taschenkompass als Erinnerung an ihre gemeinsamen Reisen, aber Hollis drückte ihm auch eine kleine Stahlflasche in die Hand. »Dunks Neuester. Was Spezielles«, sagte er augenzwinkernd. »Und frag mich nicht, woher ich das habe. Ich habe immer noch Freunde in der Unterwelt.«

Als das letzte Geschenk ausgepackt war, überreichte Schwester Peg ihm einen großen Bogen Papier, zu einem Rohr zusammengerollt. *Herzlichen Glückwunsch unserem Helden*, stand darauf, als er ihn auseinanderrollte, und darunter drängten sich, teils lesbar, teils nicht, die Unterschriften aller Kinder aus dem Waisenhaus. Ein Kloß stieg ihm in die Kehle, und er umarmte die alte Frau, worüber sie beide überrascht waren. »Ich danke euch allen«, sagte er dann. »Allen, die ihr da seid.«

Es war kurz vor Mitternacht, als die Party zu Ende ging. Caleb und Kate waren auf Saras und Hollis' Bett eingeschlafen, kreuzweise übereinander wie zwei junge Hunde. Peter und Sara setzten sich an den Tisch, während Hollis aufräumte.

»Was von Michael gehört?«, fragte Peter sie.

»Keinen Piep.«

»Machst du dir Sorgen?«

Sie runzelte jäh die Stirn und zuckte dann die Schultern.
»Michael ist Michael. Die Sache mit dem Boot verstehe ich nicht, aber er wird tun, was er will. Irgendwie dachte ich, Lore würde ihn bändigen, aber damit ist es wohl aus.«

Peter hatte Gewissensbisse. Noch vor zwölf Stunden war er mit der Frau im Bett gewesen.

»Wie geht's im Krankenhaus?«, fragte er, um das Thema zu wechseln.

»Das ist ein Irrenhaus. Sie lassen mich Babys entbinden. Jede Menge Babys. Jenny ist meine Assistentin.«

Sara sprach von Gunnar Apgars Schwester, die sie im Homeland gefunden hatten. Mit dem ersten Evakuierungstransport war Jenny schwanger nach Kerrville gekommen und gerade rechtzeitig zur Entbindung eingetroffen. Vor einem Jahr hatte sie einen anderen Iowaner geheiratet, aber Peter wusste nicht, ob der Mann auch der Kindsvater war. Nicht selten wurde improvisiert.

»Es tut ihr leid, dass sie nicht kommen konnte«, sagte Sara.
»Du bist irgendwie wichtig für sie.«

»Wirklich?«

»Für viele Leute, offen gestanden. Ich kann dir gar nicht sagen, wie oft man mich fragt, ob ich dich kenne.«

»Du machst Witze.«

»Entschuldige, aber hast du das Plakat nicht gelesen?«

Er zuckte verlegen die Achseln, aber insgeheim freute er sich.
»Ich bin nur ein Zimmermann. Nicht mal ein besonders guter, wenn du die Wahrheit wissen willst.«

Sara lachte. »Wie du meinst.«

Die Sperrstunde war längst vorbei, aber Peter wusste, wie man der Streife aus dem Weg ging. Caleb öffnete kaum die Augen, als er ihn auf den Rücken nahm und sich auf den Heimweg machte. Er hatte den Jungen gerade ins Bett gebracht, als es an der Tür klopfte.

»Peter Jaxon?«

Der Mann, der vor der Tür stand, war ein Offizier mit den Epauletten der Expeditionstruppe.

»Es ist spät. Mein Sohn schläft. Was kann ich für Sie tun, Captain?«

Der Mann reichte ihm ein versiegeltes Blatt Papier. »Eine gute Nacht, Mr Jaxon.«

Peter schloss leise die Tür, schnitt das Wachssiegel mit seinem neuen Taschenmesser auf und faltete das Blatt auseinander.

*Mr Jaxon,
darf ich Sie bitten, mich am Mittwoch um 08:00 Uhr in
meinem Büro aufzusuchen? Mit Ihrem Vorarbeiter wurde
vereinbart, dass Sie mit Verspätung an Ihrem Arbeitsplatz
erscheinen werden.*

*Hochachtungsvoll,
Victoria Sanchez
Präsidentin, Republik Texas*

»Dad, was wollte der Soldat an der Tür?«

Caleb war ins Zimmer gekommen und rieb sich die Augen mit den Fäusten. Peter las den Brief noch einmal. Was konnte Sanchez von ihm wollen?

»Nichts weiter«, sagte er.

»Bist du wieder in der Army?«

Er sah den Jungen an. Zehn Jahre alt. Er wuchs so schnell.

»Natürlich nicht.« Er legte den Brief zur Seite. »Und jetzt bringen wir dich wieder ins Bett.«

3

ROTE ZONE

Zehn Meilen westlich von Kerrville, Texas

Juli 101 n. V.

Lucius Greer, der Mann des Glaubens, bezog seinen Posten auf der Plattform in der Stunde vor dem Morgengrauen. Seine Waffe: ein Repetiergewehr Kaliber .308 mit Kammerverschluss mit poliertem Holzschäft und einer optischen Zielvorrichtung, deren Linsen mit der Zeit milchig geworden, aber immer noch brauchbar waren. Er hatte nur noch vier Patronen; bald würde er nach Kerrville zurückkehren müssen, um neue zu kaufen. Aber jetzt, an diesem Morgen des achtundfünfzigsten Tages, zerbrach er sich darüber nicht den Kopf. Einen einzigen Schuss, mehr würde er nicht brauchen.

Ein zarter Nebel hatte sich in der Nacht über die Lichtung gelegt. Sein Köder – ein Eimer mit zerdrückten Äpfeln – stand ungefähr hundert Meter weit windwärts im hohen Gras. Lucius saß bewegungslos im Schneidersitz, das Gewehr auf dem Schoß, und wartete. Er hatte keinen Zweifel daran, dass seine Jagdbeute auftauchen würde. Der Duft von frischen Äpfeln war unwiderstehlich.

Um sich die Zeit zu vertreiben, sprach er ein schlichtes Gebet: *Gott, du Herr des Universums, sei mir Hirte und Trost und gib mir Kraft und Weisheit, damit ich in kommenden Tagen deinen Willen tun kann, damit ich weiß, was du von mir verlangst, und*

damit ich des Auftrags würdig bin, den du in meine Hände gelegt hast. Amen.

Denn etwas stand bevor, das fühlte Lucius. Er fühlte es, wie er seinen eigenen Herzschlag fühlte, den Windhauch des Atems in seiner Brust, das Gerüst seiner Knochen. Der weite Bogen der menschlichen Geschichte näherte sich der letzten Prüfung. Wann die Stunde kommen würde, konnte man nicht wissen, aber sie würde kommen, und es wäre die Stunde der Krieger. Der Männer wie Lucius Greer.

Drei Jahre waren seit der Befreiung des Homeland vergangen. Die Ereignisse jener Nacht waren ihm immer noch gegenwärtig, unauslöschliche Erinnerungen, in sein Bewusstsein eingebrennt. Das Tollhaus im Stadion und das Erscheinen der Virals, die Rebellen, die ihre ganze Feuerkraft gegen die Rotaugen entfesselten, und Alicia und Peter, die mit den Waffen in ihren Händen auf die Bühne vorrückten und schossen und schossen. Amy in Ketten, eine schwächliche Gestalt, und dann das Brüllen, das in ihrer Kehle aufstieg, als sie die Kraft in ihrem Innern freisetzte. Ihr Körper, der sich verwandelte und seine menschliche Gestalt abschüttelte, das Reißen der Ketten, als sie sich befreite, und ihr kühner Sprung, mit dem sie sich schnell wie der Blitz den monströsen Feinden entgegenwarf. Das chaotische Durcheinander der Schlacht, Amy eingeklemmt unter Martínez, dem Zehnten der Zwölf, der grelle Blitz der Vernichtung und die Totenstille danach, als die ganze Welt erstarnte.

Als Lucius im Frühjahr darauf nach Kerrville zurückgekehrt war, hatte er gewusst, dass er nicht mehr unter Menschen leben konnte. Die Bedeutung dieser Nacht war klar: Er war zu einem Einsiedlerdasein berufen. Allein hatte er seine bescheidene Hütte am Flussufer gebaut, nur um dann den Sog aus noch größerer Tiefe zu spüren, der ihn in die Wildnis lockte. *Lucius, entblöße dich. Leg nieder deine Geschäfte, wirf beiseite alles weltliche Behagen, auf dass du mich kennenlernst.* Nur mit einem Messer

und den Kleidern, die er am Leib trug, hatte er sich hinausgewagt in die trockenen Berge und weiter, und sein einziges Ziel war die tiefste Einsamkeit, die er finden konnte, sodass sein Leben dort zu seiner wahren Gestalt gelangen könnte. Tagelang aß er nichts, seine Füße waren wund und blutig, und seine Zunge war geschwollen vom Durst, und als die Wochen vergingen und er keine andere Gesellschaft hatte als Klapperschlangen und Kakteen und die sengende Sonne, begann er zu halluzinieren. Eine Reihe von Saguaro-Kakteen wurde zu Soldaten in Habachtstellung, Seen erschienen, wo keine waren, und eine Bergkette verwandelte sich in eine Stadtmauer in der Ferne. Er nahm diese Erscheinungen unkritisch hin, ohne sich bewusst zu sein, dass sie unecht waren. Sie waren real, weil er glaubte, dass sie es waren. Zugleich mischten sich Vergangenheit und Gegenwart in seinem Kopf. Manchmal war er Lucius Greer, Major der Expeditionstruppe, dann war er ein Gefangener im Militärgefängnis, dann wieder ein junger Rekrut oder er selbst als kleiner Junge.

Wochenlang wanderte er in diesem Zustand umher, ein Wesen in vielerlei Welten. Dann, eines Tages, erwachte er in einem Graben unter einer alles vernichtenden Mittagssonne, eine grotesk ausgemergelte Gestalt voller Schrammen und Geschwüre. Seine Finger waren blutig, ein paar Nägel abgerissen. Was war passiert? Hatte er sich das alles selbst angetan? Er hatte keine Erinnerung, nur das plötzliche, überwältigende Bewusstsein des Bildes, das in der Nacht zu ihm gekommen war.

Lucius hatte eine Vision gehabt.

Er hatte keine Ahnung, wo er war. Er wusste nur, er musste nach Norden gehen. Sechs Stunden später fand er sich auf der Kerrville Road wieder. Von Sinnen vor Hunger und Durst wanderte er weiter, bis der Abend dämmerte, als er das Schild mit dem roten X sah. Die Hardbox war reich gefüllt: Lebensmittel, Wasser, Kleidung, Benzin, Waffen, Munition, sogar ein Generator. Der erfreulichste Anblick für seine Augen war der Humvee. Er wusch

sich, säuberte seine Wunden und verbrachte die Nacht auf einer weichen Pritsche, und am nächsten Morgen betankte er das Fahrzeug, lud die Batterie und pumpte die Reifen auf, und dann fuhr er nach Osten und erreichte Kerrville am Morgen des zweiten Tages.

Am Rand der Zone Orange ließ er den Humvee stehen und ging zu Fuß weiter in die Stadt. Dort, in einem dunklen Zimmer in H-Town, bei Männern, die er nicht kannte und deren Namen nicht genannt wurden, verkaufte er drei Karabiner aus der Hardbox, damit er sich ein Pferd und Ausrüstung kaufen konnte. Als er bei seiner Hütte ankam, wurde es Nacht. Bescheiden stand sie unter den Schwarzpappeln und Sumpfeichen am Flussufer, nur ein Zimmer mit einem Boden aus gestampftem Lehm, aber der Anblick erfüllte sein Herz mit Wärme. Wie lange war er fort gewesen? Es kam ihm vor wie Jahre, ja, ganze Jahrzehnte seines Lebens, und dabei waren es nur ein paar Monate gewesen. Der Kreis der Zeit hatte sich geschlossen. Lucius war zu Hause.

Er nahm seinem Pferd den Sattel ab, band es an und betrat die Hütte. Ein Nest aus Flaum und Zweigen auf dem Bett ließ erkennen, dass in seiner Abwesenheit etwas anderes hier ein Heim gefunden hatte, aber davon abgesehen war das spartanische Innere unverändert. Er zündete die Laterne an und setzte sich an den Tisch. Zu seinen Füßen stand die Tasche mit seiner Ausrüstung: das Remington-Gewehr, eine Schachtel Munition, frische Socken, ein Rasiermesser, Streichhölzer, ein Handspiegel, ein halbes Dutzend Federkiele, drei Flaschen Brombeertinte und etliche Bogen von dickem, faserigem Papier. Am Fluss füllte er seine Waschsüssel und kehrte dann zur Hütte zurück. Sein Bild im Spiegel war so schockierend, wie er es erwartet hatte, nicht mehr und nicht weniger: Wangen wie Krater, die Augen tief in den Höhlen, die Haut versengt und blasig, das wirre Haar eines Wahnsinnigen. Die untere Hälfte seines Gesichts war unter einem Bart versteckt, in dem eine ganze Familie von Mäusen gut hätte wohnen

können. Er war gerade zweiundfünfzig geworden, aber der Mann im Spiegel war mindestens fünfundsechzig.

Na, sagte er sich, wenn er je wieder Soldat sein wollte, und wäre es auch ein alter, abgewrackter Soldat, dann sollte er verdammt noch mal auch so aussehen. Er säbelte die schlimmsten Strähnen von Haar und Bart herunter, und dann seifte er sich ein und rasierte sich mit dem Messer, bis sein Gesicht wieder glatt war. Er goss das Seifenwasser vor die Tür und kehrte an den Tisch zurück, wo er Papier und Federkiele zurechtgelegt hatte.

Lucius schloss die Augen. Das Bild, das ihm in der Nacht im Graben erschienen war, hatte keine Ähnlichkeit mit den Halluzinationen, die ihn während seines Aufenthalts in der Wüste verfolgt hatten. Es war eher die Erinnerung an etwas Erlebtes. Er rief sich die Details noch einmal vor Augen und betrachtete im Geiste die ganze visuelle Fülle. Wie konnte er hoffen, mit seiner Amateurhand jemals etwas so Prachtvolles einzufangen? Aber er würde es versuchen müssen.

Lucius fing an zu zeichnen.

Es raschelte im Gebüsch. Lucius hob das Zielfernrohr ans Auge. Es waren vier; sie wühlten in der Erde, schnüffelten und grunzten: drei Sauen und ein Eber, rötlich braun und mit großen, rasiermesserscharfen Hauern. Einhundertfünfzig Pfund Wildschwein, die sich da anboten.

Er drückte ab.

Die Sauen stoben auseinander, der Eber wankte vorwärts, erschauerte tief und knickte zuckend die Vorderbeine ein. Lucius fixierte ihn im Zielfernrohr. Das Tier erbebte noch einmal, stärker jetzt, und kippte auf die Seite.

Lucius kletterte die Leiter hinunter und lief zu dem Tier, das im Gras lag. Er rollte den Eber auf die Plane, schleifte ihn zum Waldrand, band ihm die Hinterläufe zusammen, hängte den Haken ein und fing an, ihn hochzuziehen. Als der Kopf des Ebers

in Brusthöhe schwebte, knotete er das Seil fest und stellte die Waschschüssel unter das Tier, zog sein Messer und schnitt ihm die Kehle durch.

Ein Schwall von heißem Blut ergoss sich in die Schüssel. Gut vier Liter flossen aus dem Eber. Als kein Blut mehr kam, nahm Lucius die Schüssel und schüttete den Inhalt durch einen Trichter in einen Plastikkanister. Wenn er mehr Zeit gehabt hätte, hätte er das Tier ausgenommen und zerlegt und die Fleischstücke geräuchert, um sie zu verkaufen. Aber es war der achtundfünfzigste Tag, und Lucius musste sich auf den Weg machen.

Er ließ den Kadaver auf den Boden herunter – zumindest die Kojoten sollten etwas davon haben – und kehrte in die Hütte zurück. Es war nicht zu leugnen: Sie sah aus, als ob hier ein Wahnsinniger hauste. Es war etwas mehr als zwei Jahre her, dass Lucius zum ersten Mal zu Papier und Feder gegriffen hatte, und jetzt waren die Wände bedeckt mit den Früchten seiner Mühen. Anfangs hatte er nur mit Tinte gearbeitet, aber dann waren Holzkohle, Graphitstifte und sogar Farben dazugekommen, die ein Vermögen kosteten. Manche Sachen waren besser als andere – wenn man sie in chronologischer Reihenfolge betrachtete, konnte man seine langsame, zuweilen frustrierend unbeholfene Selbsterziehung zum Maler verfolgen. Aber die besten fingen es zufriedenstellend ein, das Bild, das Lucius den ganzen Tag im Kopf mit sich herumschleppte wie die Noten eines Liedes, das er nur loswerden konnte, wenn er es sang.

Michael war der einzige Mensch, der die Bilder gesehen hatte. Lucius hatte sich von allen anderen ferngehalten, aber Michael hatte ihn über jemanden aus dem Gewerbe aufgespürt, einen von Lores Freunden. Eines Abends vor über einem Jahr war Lucius vom Fallenstellen nach Hause gekommen, und vor seiner Hütte hatte ein alter Pick-up gestanden. Michael hatte hinten auf der Ladefläche gesessen und die Beine über die offene Heckklappe baumeln lassen. Lucius kannte ihn seit Jahren; er war von einem

ziemlich schüchtern aussehenden Jungen zu einem ansehnlichen Mann in den besten Jahren herangewachsen, hart und geschmei- dig, mit kraftvollem Gesicht und einem strengen Zug um die Au- gen. Ein Kamerad von der Sorte, auf die man sich während einer Barprügelei verlassen konnte, die mit einem Schlag auf die Nase anfang und damit endete, dass man rannte wie der Teufel.

»Himmel, verdammt, Greer«, sagte er, »du siehst wirklich be- schissen aus. Was muss man tun, um hier halbwegs gastfreund- lich empfangen zu werden?«

Lucius holte die Flasche. Es war nicht gleich klar, was Micha- el wollte. Lucius fand, er wirkte verändert, ein bisschen ratlos, in sich selbst versunken. Eins war Michael nie gewesen, nämlich still. Der Mann produzierte wie ein Maschinengewehr Ideen, Theori- en und verschiedene Aktionen, und wenn sie noch so absurd und unausgegoren waren. Die eindringliche Energie war noch da – als könne man sich an seinem Schädel die Hände wärmen –, aber sie war dunkler geworden und wirkte wie eingesperrt, als ob Michael auf etwas kaute, für das er keine Worte hatte.

Lucius hatte gehört, dass Michael die Raffinerie verlassen, sich von Lore getrennt und eine Art Boot gebaut hatte, auf dem er die meiste Zeit verbrachte. Er segelte allein in den Golf hinaus. Was der Mann dort auf dem weiten, leeren Ozean suchte, sagte er nie, und Lucius bedrängte ihn nicht. Wie hätte er auch sein eigenes Einsiedlerdasein erklären können? Aber im Laufe des Abends, den sie zusammen verbrachten, während sie immer betrunken- er wurden, und je leerer die Flasche von Dunks Spezialrezept Nr. 3 wurde – Lucius trank mittlerweile nicht mehr viel, aber der Stoff war ein gutes Lösungsmittel –, gewann er den Eindruck, dass Mi- chael gar keinen richtigen Grund *hatte*, vor seiner Tür zu erschei- nen, abgesehen von dem fundamentalen menschlichen Bedürfnis nach der Gesellschaft eines anderen Menschen. Schließlich ver- brachten sie beide ihre Zeit in der Wildnis, und vielleicht wollte Michael, wenn man den Smalltalk beiseiteschob, in Wirklichkeit

nur ein paar Stunden mit jemandem verbringen, der verstand, was er durchlebte: den tiefgreifenden Impuls, allein zu sein, während sie doch eigentlich alle Freudentänze aufführen und Kinder kriegen und eine Welt feiern sollten, in der nicht mehr der Tod von den Bäumen heruntergriff und dich grundlos am Kragen packte.

Eine Zeitlang tauschten sie Neuigkeiten über die andern aus; sie sprachen von Saras Job im Krankenhaus und von ihrem und Hollis' langerwartetem Umzug aus dem Flüchtlingslager in eine dauerhafte Wohnung und von Lores Beförderung zum Crew-Chef in der Raffinerie. Von Peter, der seinen Abschied von der Expeditionstruppe genommen hatte, um bei Caleb zu Hause zu sein, und von Eustace' Entscheidung, mit Nina nach Iowa zurückzugehen, was niemanden überrascht hatte. Die Unterhaltung glänzte oberflächlich von optimistischer guter Laune, die aber nicht sehr tief reichte, und Lucius ließ sich nichts vormachen. Unter der Oberfläche lauerten die Namen, die sie nicht aussprachen.

Von Amy hatte Lucius niemandem erzählt. Nur er kannte die Wahrheit. Über Alicias Schicksal wusste Lucius nichts, und auch sonst anscheinend niemand: Die Frau war in der endlosen Weite von Iowa verschwunden. In der ersten Zeit hatte Lucius sich weiter keine Sorgen gemacht; Alicia war wie ein Komet, der ohne Ankündigung zu langen Abwesenheiten neigte, um dann ebenso unerwartet wie grell zurückzukehren. Aber als die Tage ohne jede Nachricht von ihr vergingen und Michael mit seinem Gipsbein in einer Schlinge ans Bett gefesselt war, sah Lucius, wie die Tatsache ihres Verschwindens in den Augen seines Freundes glühte wie eine lange Zündschnur, die nach einer Bombe suchte. *Du kapiert es nicht*, sagte er zu Lucius und schwebte vor lauter Frustration fast über seinem Bett. *Es ist nicht so wie sonst*. Lucius sparte sich die Mühe, ihm zu widersprechen – diese Frau brauchte absolut niemanden –, und er versuchte auch nicht, Michael zu hindern, als der Mann, zwölf Stunden nachdem man ihm den Gips abgenommen hatte, sein Pferd sattelte und in einen

Schneesturm hinausritt, um sie zu suchen – ein höchst fragwürdiges Unternehmen, wenn man bedachte, wie viel Zeit inzwischen vergangen war und dass er kaum laufen konnte. Michael war Michael; ein Nein ließ er nicht gelten, und die ganze Sache hatte etwas merkwürdig Persönliches, als sei Alicias Verschwinden eine Botschaft, die nur an ihn gerichtet war. Halb erfroren kam er fünf Tage später zurück, nachdem er einen Umkreis von hundert Meilen abgeritten hatte, und sagte nichts weiter dazu, nicht an diesem Tag noch an den Tagen danach. Nicht einmal ihren Namen sprach er aus.

Sie alle hatten sie geliebt, aber Lucius wusste, es gab Menschen, deren Herz unergründlich war und die dazu geboren waren, abseitszustehen. Alicia war im Äther verschwunden, und nachdem drei Jahre vergangen waren, fragte Lucius sich nicht mehr, was aus ihr geworden war, sondern ob sie überhaupt jemals da gewesen war.

Lange nach Mitternacht, als die letzten Gläser gefüllt und wieder geleert worden waren, kam Michael endlich auf die Frage zu sprechen, die ihn, rückblickend betrachtet, den ganzen Abend geplagt hatte.

»Glaubst du wirklich, sie sind weg? Die Dracs, meine ich.«

»Warum fragst du?«

Michael zog eine Braue hoch. »Na, glaubst du es?«

Lucius formulierte seine Antwort sorgfältig. »Du warst da. Du hast gesehen, was passiert ist. Töte die Zwölf, und du tötetest sie alle. Wenn ich mich nicht irre, war das deine Theorie. Ist ein bisschen spät, es sich jetzt noch anders zu überlegen.«

Michael schaute zur Seite und sagte nichts. Hatte die Antwort ihn zufriedengestellt?

»Du solltest irgendwann mit mir segeln kommen«, sagte er schließlich, und sein Gesicht hellte sich ein wenig auf. »Es würde dir wirklich gefallen. Die Welt da draußen ist groß und weit. Anders als alles, was du je gesehen hast.«

Lucius lächelte. Was immer den Mann plagte, er war noch nicht bereit, darüber zu reden. »Ich überleg's mir.«

»Die Einladung steht.« Michael stand auf und hielt sich an der Tischkante fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. »Na, ich zumindest bin völlig betrunken. Wenn du nichts dagegen hast – ich glaube, es wird Zeit, dass ich kotze und dann in meinen Truck krieche.«

Lucius deutete auf seine schmale Pritsche. »Das Bett gehört dir, wenn du willst.«

»Das ist lieb von dir. Vielleicht in der Zukunft mal, wenn ich dich besser kenne.«

Er stolperte zur Tür, und dort drehte er sich um und ließ den glasigen Blick durch die Hütte wandern.

»Du bist ein richtiger Künstler, Major. Das sind interessante Bilder. Irgendwann musst du mir davon erzählen.«

Und das war alles; als Lucius am nächsten Morgen aufwachte, war Michael weg gewesen. Er hatte gedacht, er würde ihn wiedersehen, aber er war nicht wieder zu Besuch gekommen. Vermutlich hatte Michael bekommen, was er gesucht hatte, oder er war zu dem Schluss gekommen, dass Lucius es nicht hatte. *Glaubst du wirklich, sie sind weg?* Was hätte sein Freund wohl gesagt, wenn Lucius die Frage tatsächlich beantwortet hätte?

Lucius schob diese beunruhigenden Gedanken beiseite. Er ließ den Container mit dem Eberblut im Schatten der Hütte stehen und ging den Hang hinunter zum Fluss. Das Wasser des Guadalupe war immer kalt, aber hier war es noch kälter. In der Flussbiegung war es tief, sechs Meter bis zum Grund, wo eine Quelle entsprang. Eine hohe weiße Kalksteinböschung säumte den Fluss. Lucius zog Stiefel und Hose aus, packte das Seil, das er dort gelassen hatte, holte tief Luft und sprang in einem sauberen Bogen ins Wasser. Je tiefer er kam, desto kälter wurde es. Die Tasche, die aus schwerem Segeltuch gemacht war, klemmte vor der Strömung geschützt unter einem Felsüberhang. Lucius knotete das Seil an

den Griff der Tasche, zog sie heraus, ließ die Luft aus der Lunge und tauchte auf.

Er kletterte am anderen Ufer aus dem Wasser, ging stromabwärts bis zu einer seichten Stelle, überquerte den Fluss wieder und folgte dem Pfad an der Kante der Kalksteinböschung bis zu dem Seil. Er setzte sich hin, packte das Seil und zog die Tasche herauf.

Er zog sich an und kehrte mit der Tasche zu seiner Hütte zurück. Am Tisch nahm er den Inhalt heraus: acht Container von insgesamt sechsunddreißig Litern – ungefähr so viel Blut, wie in den Adern von einem halben Dutzend Erwachsenen zirkulierte.

Außerhalb des kalten Wassers würde sein Schatz schnell verderben. Er band die Behälter zusammen, packte seine Sachen – Proviant und Wasser für drei Tage, das Gewehr und die Munition, ein Messer, eine Laterne, ein kräftiges Seil – und trug alles hinaus auf die Koppel. Es war noch nicht einmal 07:00 Uhr, aber die Sonne brannte schon heiß. Er sattelte das Pferd, schob das Gewehr in seine Hülle und warf den Rest über den Widerrist des Pferdes. Eine Schlafdecke nahm er nicht mit; er würde die Nacht hindurch reiten und am Morgen des sechzigsten Tages in Houston ankommen.

Er stieß dem Pferd die Fersen in die Flanken und ritt los.

4

GOLF VON MEXIKO

Zweiundzwanzig nautische Meilen südsüdöstlich von Galveston Island

04:30 Uhr: Michael Fisher erwachte von den Regentropfen, die auf sein Gesicht fielen.

Er schob sich am Querbalken hoch, bis er aufrecht saß. Keine Sterne, aber im Osten schwebte ein schmaler Streifen von stumpfgrauem Morgenlicht zwischen Horizont und Wolken. Die Luft war totenstill, aber so würde es nicht bleiben. Michael kannte den Geruch eines heraufziehenden Sturms.

Er ließ seine Shorts herunter, schob das Becken über das Heck und entließ einen Urinstrahl von befriedigender Menge und Dauer in das Wasser des Golfs. Besonders hungrig war er nicht; sein Körper war es gewöhnt, Hunger zu ignorieren, aber er nahm sich trotzdem die Zeit, unter Deck eine Portion Proteinpulver anzurühren und mit sechs großen Schlucken durch die Kehle zu pumpen. Wenn er sich nicht irrte – und das tat er fast nie –, würde der Vormittag noch genug Aufregung bringen. Mit vollem Magen wäre das besser zu bewältigen.

Er war wieder an Deck, als der erste Blitz über den Horizont zuckte. Fünfzehn Sekunden später rollte der langgezogene Donner heran. Es klang, als räuspere sich ein mürrischer Gott. Wind war aufgekommen, die ersten, unorganisierten Böen eines nahenden Sturms. Michael hakte das Selbststeuer los und nahm die Pinne

in die Hand, als es anfang, richtig zu regnen – ein heißer, tropischer Regen, dessen nadelspitze Tropfen ihn in Sekundenschnelle durchnässten. Was das Wetter anging, so hatte Michael ihm gegenüber keine entschiedene Position. Wie alles andere war es, wie es war, und wenn dies der Sturm sein sollte, der ihn endgültig auf den Meeresgrund schickte – nun, das hatte er sich dann ja selbst zuzuschreiben.

Wirklich? Allein? Mit diesem Ding? Bist du verrückt? Manchmal waren diese Fragen freundlich gemeint, ein Ausdruck ehrlicher Anteilnahme, aber auch Wildfremde versuchten, es ihm auszureden. In vielen Fällen hatte derjenige, der ihn ansprach, ihn bereits abgeschrieben. Wenn das Meer ihn nicht umbrachte, würde der Sperrgürtel es tun, die Barriere aus schwimmenden Sprengsätzen, von der es hieß, sie umgebe den Kontinent. Würde jemand, der bei Sinnen war, das Schicksal derart in Versuchung führen? Zumal jetzt, nachdem man seit – wie lange? – seit rund sechsunddreißig Monaten keinen Viral mehr gesichtet hatte? Bot ein ganzer Kontinent nicht genug Platz für eine rastlos umher-schweifende Seele?

Alles richtig, aber nicht jeder Entschluss gründete auf Logik. Oft kam er aus dem Bauch. Michaels Bauch sagte ihm, dass der Sperrgürtel nicht existierte, dass er nie existiert hatte. Er zeigte der Geschichte den Mittelfinger – hundert Jahre, in denen die Menschheit gesagt hatte: *Nicht mit mir, nie im Leben, macht das ohne mich*. Entweder das, oder es war russisches Roulette. Was in Anbetracht seiner Familiengeschichte nicht völlig abwegig war.

An den Selbstmord seiner Eltern dachte er nicht gern, aber er tat es natürlich. In einer Kammer seines Gehirns lief ständig ein Film über die Ereignisse jenes Morgens ab. Ihre grauen, leeren Gesichter, die straffen Stricke um ihre Hälse und deren leises Knarren. Die gestreckten Silhouetten ihrer Leichen, die absolute, passive Lockerheit der Gliedmaßen. Die schwarzen Zehen, geschwollen von dem Blut, das sich darin gesammelt hatte. Michaels

erste Reaktion war völlige Fassungslosigkeit gewesen. Eine gute halbe Minute lang hatte er die Leichen angestarrt und versucht, die Daten zu verarbeiten, die ihm in einer Serie von freischwebenden Wörtern in den Sinn kamen, ohne dass er sie miteinander verbinden konnte (*Mom, Dad, hängen, Strick, Scheune, tot*), bevor in seinem elfjährigen Gehirn ein weiß glühendes Entsetzen explodierte, das ihn losstürzen ließ, um ihre Beine zu umschlingen und sie hochzuhalten, während er die ganze Zeit Saras Namen schrie, damit sie kam und ihm half. Sie waren schon seit vielen Stunden tot gewesen, und seine Anstrengungen waren sinnlos. Aber man musste es versuchen. Im Leben, das hatte Michael gelernt, ging es sehr oft darum, dass man versuchte, Dinge zu reparieren, die nicht zu reparieren waren.

Das Meer also, und seine einsamen Reisen darauf. Es war eine Art Heimat für ihn geworden. Sein Boot war die *Nautilus*. Michael hatte den Namen aus einem Buch, das er vor Jahren gelesen hatte, als er noch zu den Kleinen in der Zuflucht gehörte. *Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer*, ein altes, vergilbtes Paperback mit losen Seiten, auf dem Umschlag das Bild eines wundersamen, gepanzerten Fahrzeugs, das aussah wie eine Kreuzung zwischen Boot und Unterwasserpanzer, umschlungen von den saugenden Tentakeln eines Meeresungeheuers mit einem einzigen riesigen Auge. Lange nachdem er die Einzelheiten der Geschichte schon vergessen hatte, war dieses Bild noch in seinem Gedächtnis gewesen, eingebrannt in seine Netzhaut, und als es nach zwei Jahren des Planens und Bauens und schlichten Ausprobierens so weit war, dass sein Boot getauft werden sollte, hatte der Name *Nautilus* nahegelegen. Es war, als habe er ihn für diesen Tag in seinem Hirn gespeichert.

Sechsenddreißig Fuß vom Heck zum Bugspriet, sechs Fuß Tiefgang, Groß- und Vorsegel mit Topprigg. Eine kleine Kabine war auch vorhanden, aber meistens schief er an Deck. Er hatte es in einer Bootswerft am St. Luis Pass gefunden, versteckt in einem La-

gerschuppen, auf Blöcken stehend. Der Rumpf aus Polyesterharz war noch gut, aber der Rest war in einem katastrophalen Zustand gewesen: das Deck verrottet, die Segel zerfallen, jedes Stück Metall ermüdet und unbrauchbar. Mit anderen Worten, es war perfekt für Michael Fisher, den Ersten Ingenieur für Licht und Strom und Ölhand Erster Klasse. Binnen eines Monats hatte er in der Raffinerie gekündigt und die nicht ausgegebenen Lohnschecks aus fünf Jahren Arbeit zu Bargeld gemacht, um sich das nötige Werkzeug zu kaufen und eine Crew anzuheuern, die alles nach St. Luis brachte. *Wirklich? Allein? Mit dem Ding?* Ja, sagte Michael und faltete seine Zeichnung auf dem Tisch auseinander. Wirklich.

Welche Ironie, dass es nach all den Jahren, die er damit zugebracht hatte, in die Glut der alten Welt zu blasen und mit Hilfe ihrer übrig gebliebenen Maschinen die Zivilisation neu zu entfachen, die älteste von Menschen ersonnene Form des Antriebs sein sollte, die ihn packte. Der Wind wehte, strömte an der Segelkante zurück und schuf dort ein Vakuum, das gefüllt werden wollte. Mit jeder Reise, die er unternahm, blieb er ein bisschen länger, fuhr er ein bisschen weiter, ein bisschen verrückter *dort draußen* umher. Zu Anfang war er an den Küsten entlangesegelt, um ein Gefühl für alles zu bekommen. Nach Norden und Osten, die Küste entlang bis zum ölverschlammten New Orleans mit seinen deprimierenden Wolken von klebrigem Chemiegestank über dem Fluss. Südwärts nach Padre Island mit seinen langen, wilden Sandstränden, weiß wie Talkum. Sein Selbstvertrauen wuchs, und seine Kreise wurden größer. Ab und zu stieß er auf anachronistische Hinterlassenschaften der Menschheit – Klumpen von rostigen Wrackteilen auf den Sandbänken, künstliche Atolle aus dümpelndem Plastik, verlassene Ölplattformen, die breitbeinig in einem dicken Morast von ausgepumptem Ölschlamm standen –, aber bald ließ er das alles hinter sich und fuhr mit seinem Boot immer tiefer ins Herz der ozeanischen Wildnis. Das Wasser wurde dunkler, seine Tiefe unermesslich. Er schoss mit seinem Sextanten auf die Sonne und

plante seinen Kurs mit einem Bleistiftstummel. Eines Tages wurde ihm bewusst, dass unter ihm fast eine Meile Wasser lag.

Am Morgen des Sturms war Michael seit zweiundvierzig Tagen auf dem Meer. Sein Plan war es, am Mittag in Freeport zu landen, seinen Proviant aufzufüllen, vielleicht eine Woche auszuruhen – er musste wirklich ein bisschen zunehmen – und dann wieder in See zu stechen. Natürlich würde er sich mit Lore auseinandersetzen müssen, was immer eine unbehagliche Angelegenheit war. Würde sie überhaupt mit ihm sprechen? Oder ihn nur von ferne anfunkeln? Würde sie ihn beim Gürtel packen und in die Baracke zerren, um eine Stunde mit wütendem Sex zu verbringen, was er wider besseres Wissen nicht würde ablehnen können? Michael wusste nie, wie es laufen und wobei er sich schlechter fühlen würde. Er war entweder das Arschloch, das ihr das Herz gebrochen hatte, oder der Heuchler in ihrem Bett. Denn was er ihr nicht erklären konnte, war dies: Sie hatte mit alledem nichts zu tun. Nicht mit der *Nautilus*, nicht mit seinem Bedürfnis, allein zu sein, nicht mit der Tatsache, dass er ihre Liebe, obwohl sie es in jeder Hinsicht verdiente, nicht erwidern konnte.

Seine Gedanken kehrten, wie sie es oft taten, zurück zu dem Augenblick, als er Alicia das letzte Mal gesehen hatte – er und alle andern, soweit er wusste. Warum hatte sie ihn auserwählt? Sie war zu ihm ins Krankenhaus gekommen, an dem Morgen, bevor Sara und die anderen das Homeland verlassen hatten, um nach Kerrville zurückzukehren. Michael wusste nicht, um wie viel Uhr das gewesen war; er hatte geschlafen, und als er aufgewacht war, hatte sie an seinem Bett gesessen. Mit diesem ... *Gesichtsdruck*. Er spürte, dass sie eine ganze Weile dagesessen und ihn beobachtet hatte, während er schlief.

– Lish?

Sie lächelte.

– Hey, Michael.

Das war alles, mindestens eine halbe Minute lang. Kein *Wie*

geht's dir?, kein *Du siehst irgendwie komisch aus mit diesem Gips, Akku*, und auch sonst keine von den tausend Sticheleien, mit denen sie sich schon als Kinder aufgezogen hatten.

- Kannst du etwas für mich tun? Einen Gefallen?
- Okay.

Aber dann kam nichts weiter. Alicia schaute weg und sah ihn dann wieder an.

- Wir sind schon lange befreundet, nicht wahr?
- Ja, sagte er. Absolut. Sind wir.
- Weißt du, du warst immer so verdammt gescheit. Erinnerst du dich ... wann war das noch? Keine Ahnung. Wir waren Kinder. Ich glaube, Peter war dabei, und Sara auch. Wir haben uns alle eines Abends an die Mauer geschlichen, und du hast einen Vortrag gehalten, ich schwöre bei Gott, einen richtigen Vortrag darüber, wie die Lichter funktionierten, die Turbinen, die Batterien und all das. Weißt du, bis dahin hatte ich wirklich gedacht, die gehen ganz von allein an. Im Ernst. Gott, ich kam mir so blöd vor.

Er zuckte verlegen die Achseln.

- Ich war wohl ein kleiner Angeber.
- Oh, du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Ich dachte in dem Moment: Der Junge hat was auf dem Kasten. Eines Tages werden wir ihn brauchen, und dann rettet er unseren kläglichen Arsch.

Michael wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Noch nie hatte er jemanden gesehen, der so verloren aussah, so niedergedrückt von der Last des Lebens.

- Worum wolltest du mich bitten, Lish?
 - Dich bitten?
 - Du hast gesagt, ich soll dir einen Gefallen tun.
- Sie runzelte die Stirn, als verstehe sie die Frage nicht ganz.
- Das habe ich wohl, was?
 - Lish, ist alles in Ordnung mit dir?

Sie stand auf. Michael wollte noch etwas sagen, er wusste nicht genau, was, aber sie beugte sich über ihn, strich ihm das Haar zur Seite und drückte ihm zu seiner grenzenlosen Verblüffung einen Kuss auf die Stirn.

– Pass auf dich auf, Michael. Tust du das für mich? Sie werden dich hier brauchen.

– Warum? Gehst du weg?

– Versprich's mir einfach.

Und das war er, der Augenblick, in dem er sie im Stich gelassen hatte. Drei Jahre später, und er durchlebte ihn immer noch, immer wieder – wie ein Schluckauf in der Zeit. Der Augenblick, in dem sie ihm sagte, dass sie für immer fortgehen werde, und das Einzige, was er hätte sagen können, um sie zu halten: *Jemand liebt dich, Lish. Ich liebe dich. Ich, Michael. Ich liebe dich. Das hat nie aufgehört und wird nie aufhören.* Aber die Worte blieben irgendwo zwischen seinem Gehirn und seinem Mund stecken, und der Augenblick war vorbei.

– Okay.

– Okay, sagte sie. Und dann war sie fort.

Aber der Sturm, am Morgen seines zweiundvierzigsten Tages auf See: In diese Gedanken verloren war Michael unaufmerksam geworden. Er hatte die zunehmende Feindseligkeit des Meeres, die absolute Schwärze des Himmels, die wachsende Wut des Windes zwar bemerkt, aber nicht vollständig verarbeitet. Allzu schnell war das Unwetter da, mit einem ohrenbetäubenden Donnerschlag und einer machtvollen regengesättigten Windbö, die wie eine Riesenfaust gegen das Boot schlug und es auf die Seite legte. *Wow*, dachte Michael und rappelte sich am Heck hoch, *fuck, was ist denn ...?* Zum Segelreffen war es zu spät. Er konnte jetzt nur noch geradewegs in den Wind halten. Er zog das Großsegel an und steuerte hart am Wind. Wasser strömte herein – es schäumte über den Bug und kam wie aus Eimern vom Himmel. Die Luft knisterte von elektrischer Spannung. Er nahm die Schot

zwischen die Zähne, zog das Großsegel so straff, wie es ging, und machte es fest.

Okay, dachte er, wenigstens hast du mich vorher noch pissen lassen. Mal sehen, was du so drauf hast, du Scheißer.

Und er segelte in den Sturm hinein.

Sechs Stunden später kam er heraus, und sein Herz jubelte siegestrunken. Das Unwetter war vorbeigezogen und hatte eine Schneise aus blauer Luft hinterlassen. Er hatte keine Ahnung, wo er war; er war weit von seinem Kurs abgekommen. Er konnte jetzt nur auf Westkurs gehen und sehen, wo er Land fände.

Nach zwei Stunden erschien eine langgezogene graue Linie aus Sand. Er steuerte das Land mit der hereinkommenden Flut an. Galveston Island – er erkannte die Ruinen der alten Seemauer. Die Sonne stand hoch am Himmel, der Wind war günstig. Sollte er nach Süden segeln, nach Freeport – nach Hause, zu einem Abendessen und seinem Bett und allem andern – oder zu etwas anderem? Aber die Ereignisse des Vormittags ließen diese Aussicht deprimierend zahm erscheinen, als einen allzu bescheidenen Abschluss dieses Tages.

Er beschloss, den Houston Ship Channel zu erkunden. Dort könnte er für die Nacht vor Anker gehen und am nächsten Morgen nach Freeport weitersegeln. Er studierte seine Seekarte. Ein schmaler Wasserkeil trennte das Nordende der Insel von der Bolivar Peninsula, und auf der anderen Seite lag Galveston Bay, ein beinahe kreisförmiges Becken von zwanzig Meilen Durchmesser mit einer tiefen Flussmündung am nordöstlichen Ende, gesäumt von den Ruinen von Werften und Chemiefabriken.

Er lief vor dem Wind in die Bay. Im Gegensatz zur bräunlichen Brandung an der Küste war das Wasser hier klar, fast durchsichtig, und hatte einen grünlichen Schimmer. Michael sah sogar die dunklen Umrisse von Fischen unter der Wasseroberfläche. An manchen Stellen war das Ufer übersät von Unmengen von Müll, aber an anderen sah es wie saubergeschrubbt aus.

Der Nachmittag verblasste, als er sich der Flussmündung näherte. Etwas Großes, Dunkles ragte im Fahrwasser auf. Als er näher kam, konnte er erkennen, was es war: ein massiges Schiff, mehrere Hundert Fuß lang. Es lag mitten zwischen zwei Pfeilern einer Hängebrücke, die den Kanal überspannte. Michael steuerte sein Boot näher heran. Das Schiff hatte eine leichte Schlagseite nach Backbord, der Bug war gesenkt und die oberen Enden der mächtigen Propeller gerade über der Wasseroberfläche zu erkennen. War es auf Grund gelaufen? Wie war es dort hingekommen? Wahrscheinlich genauso wie er, von der Gezeitenströmung durch die Passage an der Bolivar Peninsula gezogen. Auf dem Heck, tiefend von Rost, standen Name und Heimathafen des Schiffs:

BERGENSFJORD
OSLO, NORWEGEN

Er steuerte die *Nautilus* zum nächstgelegenen Brückenpfeiler. Ja-wohl – eine Leiter. Er machte das Boot fest, holte die Segel ein und ging dann unter Deck, um ein Stemmeisen, eine Laterne, diverse Werkzeuge und zwei Hundert-Meter-Rollen starkes Tau zu holen. Er packte alles in einen Rucksack, kehrte an Deck zurück, atmete tief durch und fing an zu klettern.

Michael hatte nichts übrig für Höhen. Es gab sonst nicht viel, was ihm Probleme machte. In der Raffinerie führten die Umstände ihn oft in Regionen hoch über dem Boden – er baumelte dann an einem Gurt an den Türmen und klopfte den Rost ab –, und im Laufe der Zeit war er tapferer geworden, fand seine Crew. Aber die heilende Wirkung, die es hatte, sich der Angst auszusetzen, hatte ihre Grenzen. Die Leiter – Stahlsprossen im Beton des Brückenpfeilers – war bei näherem Hinsehen nicht annähernd so solide, wie sie von unten ausgesehen hatte. Manche Sprossen schienen kaum noch fest zu sitzen. Als er oben ankam, hatte er das Gefühl, sein Herz klemme hinten in der Kehle. Er lag auf dem

Rücken auf der Straße, fast ohne zu atmen, und dann spähte er über den Rand. Das Deck des Schiffs lag sicher fünfzig Meter tief unter ihm, vielleicht mehr. O Gott.

Er band sein Tau an das Brückengeländer und sah zu, wie es hinunterfiel. Der Trick würde darin bestehen, dass er den Abstieg mit den Füßen steuerte. Er packte das Seil mit beiden Händen, lehnte sich rückwärts über die Kante, schluckte mühsam und stieß sich ab.

Eine halbe Sekunde lang war er sicher, den größten Fehler seines Lebens begangen zu haben. Was für eine dämliche Idee! Er würde wie ein Stein auf das Deck plumpsen. Aber dann fanden seine Füße das Seil und schlangen es in einem Todesgriff um sich. Hand über Hand ließ er sich hinunter.

Vermutlich war das Schiff eine Art Frachter. Als er unten war, ging er zum Heck, wo eine offene Stahltreppe zum Ruderhaus hinaufführte. Oben an der Treppe war eine schwere Tür, deren Klinke sich nicht bewegen ließ. Er brach die Klinke mit dem Stemmeisen ab und schob einen Schraubenzieher in das Schloss. Nach kurzem Fummeln klickten die Zuhaltungen, und der zweite Einsatz des Stemmeisens hebelte die Tür auf.

Ein Ammoniakgestank erfüllte die Luft, der ihm die Augen tränen ließ – eine Luft, die seit hundert Jahren niemand geatmet hatte. Unter dem breiten Fenster mit Blick auf den Kanal waren die Steuerarmaturen des Schiffs: Reihen von Schaltern und Anzeigeelementen, Flatscreen-Displays und Computertastaturen. Auf einem der drei Stühle vor dem Steuerpult saß eine Leiche. Die Zeit hatte sie in einen geschrumpften braunen Fleck verwandelt, umhüllt von verschimmelten Kleiderfetzen. Epauletten mit drei Streifen im militärischen Stil zierten die Schultern des Hemdes. Ein Offizier, dachte Michael, vielleicht sogar der Kapitän. Die Todesursache war offenkundig: Ein Loch im Schädel, nicht größer als die Spitze von Michaels kleinem Finger, markierte die Stelle, an der die Kugel eingedrungen war. Auf

dem Boden, unter der ausgestreckten rechten Hand des Mannes, lag ein Revolver.

Unter Deck fand Michael noch weitere Leichen. Fast alle lagen in ihren Kojen. Er trödelte nicht lange, sondern zählte sie nur. Zweiundvierzig insgesamt. Hatten sie Selbstmord begangen? Dass sie so ordentlich dalagen, schien darauf hinzudeuten, aber die Methode war nicht ersichtlich. Michael hatte so etwas schon gesehen, aber nie so viele an einem Ort.

Er stieg tiefer hinunter in das Schiff und kam in einen Raum, der anders als die andern war. Es gab hier nicht ein oder zwei Betten, sondern viele – schmale Kojen, die in zwei Reihen übereinander an den Wänden hingen –, und ein schmaler Gang teilte den Raum in zwei Hälften. Das Mannschaftsquartier? Viele der Pritschen waren leer; er zählte nur acht Leichen, darunter zwei, die nackt waren und im engen Raum einer unteren Koje umeinandergeschlungen waren.

Hier herrschte weniger Ordnung als anderswo. Verrottete Kleidungsstücke und andere Gegenstände bedeckten den Boden. An vielen Stellen waren die Wände neben den Kojen dekoriert mit verblichenen Fotos, religiösen Bildern und Postkarten. Behutsam löste er eins der Fotos ab und hielt es ins Licht seiner Laterne. Eine dunkelhaarige Frau lächelte in die Kamera. Sie hielt einen Säugling auf dem Schoß.

Etwas fiel ihm ins Auge.

Ein großes Blatt Papier, dünn wie Seide, klebte an einem Schott. Oben standen in verschnörkelten Buchstaben die Worte INTERNATIONAL HERALD TRIBUNE. Michael zupfte den Klebstreifen ab und legte das Blatt auf die Koje.

Menschheit in Gefahr

*Krise verschärft sich bei weltweit
steigenden Opferzahlen*

***Virus erweitert seinen tödlichen Zugriff
auf alle Kontinente
Häfen und Grenzen überrannt von Millionen
auf der Flucht vor Infektion
Großstädte im Chaos, weiträumige Blackouts
verdunkeln Europa***

ROM (AP), 13. Mai – Die Welt stand am Dienstagabend am Rande des Chaos, während die durch das sogenannte Ostervirus hervorgerufene Krankheit ihren tödlichen Vormarsch über den Globus fortsetzte.

Zwar macht die schnelle Ausbreitung der Seuche es schwierig, die Zahl der Todesopfer zu schätzen, aber nach Angaben von Vertretern der UN-Gesundheitsorganisation handelt es sich um mehrere Hundert Millionen.

Das Virus, eine durch die Luft übertragene Variante des Typs, der die nordamerikanische Bevölkerung vor zwei Jahren dezimierte, tauchte vor nur neunundfünfzig Tagen in der zentralasiatischen Kaukasusregion auf. Gesundheitsbehörden arbeiten fieberhaft daran, die Herkunft des Virus oder eine wirkungsvolle Behandlungsmethode zu ermitteln.

»Im Augenblick können wir nur sagen, der Erreger ist außerordentlich aggressiv und lebensgefährlich«, erklärt Madeline Duplessis, die Vorsitzende des Exekutivrats der Weltgesundheitsorganisation, in ihrer Zentrale in Genf. »Die Sterblichkeitsrate liegt bei nahezu 100 Prozent.«

Anders als die nordamerikanische Variante benötigt das Ostervirus keinen engen Körperkontakt für die Übertragung von Person zu Person und überwindet große Distanzen in Verbindung mit Staub oder Atemluftfeuchtigkeit. Mehrere Behördenvertreter vergleichen es mit der Spanischen-Grippe-Epidemie von 1918, die weltweit rund fünfzig Millionen Todesopfer forderte. Reisebeschränkungen haben bisher wenig dazu beigetragen, die Aus-

breitung zu verlangsamen, und auch der Versuch, in mehreren Großstädten öffentliche Orte zu sperren, war wirkungslos.

»Ich fürchte, wir sind kurz davor, die Kontrolle über die Situation zu verlieren«, erklärte der italienische Gesundheitsminister Vincenzo Monti in einer ausgedehnten Pressekonferenz, bei der überall im Saal gehustet wurde. »Ich kann nicht nachdrücklich genug darauf hinweisen, wie wichtig es ist, dass die Menschen in ihren Häusern bleiben. Kinder, Erwachsene, alte Leute – niemand bleibt von den Auswirkungen dieser grausamen Epidemie verschont. Die einzige Möglichkeit, diese Krankheit zu überleben, besteht darin, sie nicht zu bekommen.«

Das Ostervirus wird durch die Lunge aufgenommen und überwindet die körpereigene Abwehr sehr schnell, um dann die Atemwege und die Verdauungsorgane zu attackieren. Zu den ersten Symptomen gehören Verwirrheitszustände, Fieber, Kopfschmerzen, Husten und praktisch unvermitteltes Erbrechen. Wenn der Erreger sich im Körper ausbreitet, kommt es zu massiven inneren Blutungen, die typischerweise innerhalb von sechsunddreißig Stunden zum Tode führen. Allerdings wurde schon berichtet, dass gesunde Erwachsene bereits nach zwei Stunden verstorben sind. In seltenen Fällen haben Erkrankte die transformativen Effekte der nordamerikanischen Variante gezeigt, unter anderem eine deutliche Steigerung der Aggressivität, aber ob diese Personen die 36-Stunden-Schwelle überlebt haben, ist nicht bekannt.

»Es scheint bei einem kleinen Prozentsatz der Fälle zu geschehen«, erklärte Duplessis gegenüber Pressevertretern. »Wodurch sich diese Individuen von anderen unterscheiden, können wir zum jetzigen Zeitpunkt einfach noch nicht sagen.«

WHO-Vertreter haben die Vermutung geäußert, die Seuche sei per Schiff oder Flugzeug aus Nordamerika gekommen, und zwar trotz der im Juni vor zwei Jahren durch die Vereinten Nationen verhängten Quarantänemaßnahmen. Andere Theorien gehen davon aus, die Herkunft des Erregers sei bei Vögeln zu suchen und

habe etwas mit dem Massensterben mehrerer Arten von ziehenden Singvögeln im südlichen Ural zu tun, das unmittelbar vor dem ersten Auftreten der Seuche beobachtet wurde.

»Wir untersuchen jede Möglichkeit«, sagte Duplessis. »Wir drehen jeden Stein einzeln um.«

Eine dritte Theorie besagt, die Epidemie sei das Werk von Terroristen. Als Reaktion auf fortgesetzte Spekulationen in der Presse äußerte der Interpol-Generalsekretär Javier Cabrera, ehemaliger Minister für Heimatsicherheit der USA und Mitglied der amerikanischen Exilregierung in London, vor Reportern: »Zum jetzigen Zeitpunkt hat nach unseren Informationen keine Gruppe und keine Einzelperson die Verantwortung übernommen, aber unsere Ermittlungen sind noch nicht abgeschlossen.« Cabrera fügte hinzu, die internationale Polizeiorganisation mit ihren 190 Mitgliedsstaaten habe keinerlei Hinweise darauf, dass eine terroristische Vereinigung oder ein Land, das den Terror finanziell unterstützt, über die Mittel verfüge, ein derartiges Virus herzustellen.

»Zahlreichen Schwierigkeiten zum Trotz koordinieren wir weiterhin unsere Bemühungen mit den Polizeibehörden und Nachrichtendiensten auf der ganzen Welt«, fügte Cabrera hinzu. »Eine globale Krise erfordert eine globale Reaktion. Sollten sich zuverlässige Hinweise darauf finden, dass diese Epidemie von Menschen ausgelöst wurde, werden wir die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen. Das verspreche ich Ihnen.«

Inzwischen steht fast jedes Land der Welt unter irgendeiner Form des Kriegsrechts, und in Hunderten von Städten ist es zu Unruhen gekommen. Berichte über heftige Kämpfe haben uns aus Rio de Janeiro, Istanbul, Athen, Kopenhagen, Prag, Johannesburg, Bangkok und anderswoher erreicht. In Reaktion auf die steigende Gewalt haben die Vereinten Nationen in einer Dringlichkeitssitzung in ihrer Zentrale in Den Haag die Staaten der Welt dazu aufgerufen, bei der Anwendung von tödlicher Gewalt Zurückhaltung zu üben.

»Dies ist nicht der Augenblick, in dem der Mensch sich gegen sich selbst wenden darf«, heißt es in einer schriftlichen Erklärung des UN-Generalsekretärs Ahn Yoon-dae. »Die Menschlichkeit, die uns gemeinsam ist, muss in diesen dunklen Zeiten als Leuchtfener dienen.«

Überall in Europa behindern Stromausfälle die Hilfsmaßnahmen und verstärken das Chaos. Am Dienstagabend reichte die Dunkelheit von Dänemark im Norden bis hinunter nach Südfrankreich und Norditalien. Ähnliche Ausfälle werden vom asiatischen Kontinent, aus Japan und Westaustralien gemeldet.

Festnetz- und Mobilfunkverbindungen sind ebenfalls gestört, sodass zahlreiche Groß- und Kleinstädte von der Außenwelt abgeschnitten sind. In Moskau macht man Wasserknappheit und starke Winde für unkontrollierte Brände verantwortlich, die einen großen Teil der Stadt in Schutt und Asche gelegt und Tausende Todesopfer gefordert haben.

»Da ist alles weg«, beschrieb ein Augenzeuge. »Moskau existiert nicht mehr.«

Zunehmend wird auch über Massenselbstmorde und sogenannte »Todessekten« berichtet. Am Montagmorgen entdeckte die Polizei in Zürich, die wegen eines verdächtigen Geruchs alarmiert worden war, in einem Lagerhaus mehr als 2500 Tote, darunter auch Kinder und Säuglinge. Nach Angaben der Polizei hatte die Gruppe Secobarbital, ein stark wirkendes Barbiturat, mit einem Fruchtgetränkpulver zu einem tödlichen Cocktail gemischt. Die meisten Opfer hatten das Medikament offenbar freiwillig zu sich genommen, aber mehrere Leichen waren an Händen und Füßen gefesselt.

Vor der Presse beschrieb der Züricher Polizeichef Schatz die Szene als »unsagbar grauenvoll«. »Ich kann mir die Verzweiflung nicht vorstellen, die diese Menschen dazu brachte, nicht nur ihr eigenes Leben zu beenden, sondern auch das ihrer Kinder«, fuhr Schatz fort.

Überall auf der Welt strömen Scharen von Menschen in die Gotteshäuser und zu den religiösen Stätten auf der Suche nach Trost in dieser beispiellosen Krise. In Mekka, der heiligen Stadt des Islam, versammeln sich weiterhin Millionen, obwohl Lebensmittel- und Wassermangel das Leid noch verschärfen. In Rom sprach am Dienstagabend Papst Cornelius II., der nach Aussage vieler Augenzeugen krank aussah, vom Balkon der päpstlichen Residenz zu den Gläubigen und ermahnte sie, ihr Leben »in die Hände des allmächtigen und barmherzigen Gottes« zu legen.

Während in der ganzen Stadt die Glocken läuteten, sagte das Oberhaupt der katholischen Kirche: »Wenn es Gottes Wille ist, dass dies die letzten Tage der Menschheit seien, so wollen wir unserem himmlischen Vater mit Frieden und Einverständnis im Herzen entgegentreten. Gebt euch nicht der Verzweiflung hin, denn unser Gott ist ein lebendiger und liebender Gott, in dessen barmherziger Hand seine Kinder ruhen seit Anbeginn der Zeit und bis zu ihrem Ende.«

Angesichts steigender Opferzahlen befürchten die Gesundheitsbehörden, die unbestatteten Toten könnten die Ausbreitung der Infektion weiter beschleunigen. Um Schritt zu halten, sind manche europäischen Kommunen dazu übergegangen, offene Gräber anzulegen. Andere haben Massenbestattungen auf See eingeführt und transportieren die Leichen mit Güterzügen an die Küste.

Aber trotz der Risiken nehmen viele Hinterbliebene die Sache selbst in die Hand und begraben ihre Verstorbenen auf irgendwelchen Grundstücken. Es ist typisch für Großstädte auf der ganzen Welt, dass der Bois de Boulogne in Paris, einer der berühmtesten Parks der Welt, inzwischen zu einem Friedhof mit Tausenden Gräbern geworden ist.

»Es ist das Letzte, was ich für meine Familie tun konnte«, sagt Gerard Bonnaire, 36, am frischen Grab seiner Frau und seines kleinen Sohnes, die im Abstand von sechs Stunden nacheinander gestorben sind. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen, die

Behörden zu informieren, hat Bonnaire, der als Manager bei der Weltbank beschäftigt ist, seine Nachbarn gebeten, ihm dabei zu helfen, die Verstorbenen aus der Wohnung zu schaffen und ein Grab auszuheben, das er mit Familienfotos und dem Lieblingsspielzeug seines Sohnes, einem Stoffpapagei, geschmückt hat.

»Ich kann nur hoffen, dass ich so bald wie möglich bei ihnen bin«, sagt Bonnaire. »Was bleibt uns denn noch? Was können wir tun, außer zu sterben?«

Es dauerte einen Moment, bis Michael klar wurde, dass er zu Ende gelesen hatte. Sein Körper war wie taub, beinahe gewichtslos. Er hob den Blick von der Zeitung und sah sich in dem kleinen Abteil um, als suche er jemanden, der ihm sagte, dass er sich irrte und dass das alles gelogen sei. Aber da war niemand – nur die Toten und die große, knarrende Masse der *Bergensfjord*.

Gütiger Gott, dachte er.

Wir sind allein.

5

Die Frau in Bett 16 machte Krawall. Mit jeder Wehe überschüttete sie ihren Ehemann mit einer Salve von Flüchen, bei denen eine Ölhand rot geworden wäre. Schlimmer noch, ihr Gebärmutterhals war kaum geweitet – gerade um zwei Zentimeter.

»Sie müssen versuchen, ruhig zu bleiben, Marie«, sagte Sara zu ihr. »Schreien macht es nicht besser.«

»Gottverdammst noch mal«, brüllte Marie ihren Mann an, »das hast du mir angetan, du Drecksack!«

»Können Sie gar nichts tun?«, fragte ihr Mann.

Sara wusste nicht genau, was er meinte: Sollte sie die Schmerzen seiner Frau lindern oder sie zum Schweigen bringen? Sein eingeschüchterter Gesichtsausdruck ließ sie vermuten, dass er solche Beschimpfungen gewohnt war. Er arbeitete auf den Feldern, das sah sie an den schwarzen Halbmonden unter seinen Fingernägeln.

»Sagen Sie ihr, sie soll atmen.«

»Und wie nennt ihr *das hier?*« Die Frau blies die Wangen auf und pustete zweimal sarkastisch.

Ich könnte sie mit einem Hammer schlagen, überlegte Sara. *Das würde uns weiterhelfen.*

»Um Himmels willen, sagt der Frau, sie soll die Klappe halten!« Die Stimme kam aus dem Nachbarbett. Dort lag ein alter Mann

mit einer Lungenentzündung. Er beendete seine Bitte mit einem feucht rasselnden Hustenkrampf.

»Marie, Sie müssen wirklich mit mir zusammenarbeiten«, sagte Sara. »Sie regen die anderen Patienten auf. Und im Moment kann ich wirklich nichts tun. Wir müssen der Natur ihren Lauf lassen.«

»Sara?« Jenny war hinter ihr herangekommen. Ihr braunes Haar war zerzaust und klebte an der schweißfeuchten Stirn. »Da ist eine Frau hereingekommen. Sie ist schon ziemlich weit.«

»Moment.« Sara sah Marie mit strenger Miene an. *Schluss jetzt mit dem Unfug.* »Sind wir uns einig?«

»Schon gut«, sagte die Frau eingeschnappt. »Wie Sie wollen.«

Sara folgte Jenny in die Aufnahme, wo die neue Frau auf einem Transportwagen lag. Ihr Mann stand daneben und hielt ihre Hand. Sie war älter als die Patientinnen, die Sara normalerweise zu sehen bekam, vielleicht schon vierzig, und sie hatte ein ernstes, hartes Gesicht und eng zusammenstehende Zähne. Dichte graue Strähnen zogen sich durch ihr langes feuchtes Haar. Sara überflog rasch ihre Karte.

»Mrs Jiménez, ich bin Dr. Wilson. Sie sind in der sechsunddreißigsten Woche, ist das richtig?«

»Ich bin nicht sicher. Was das betrifft.«

»Seit wann bluten Sie?«

»Erst seit ein paar Tagen. Nur Schmierblutungen, aber heute Morgen wurde es schlimmer, und dann tat es auch weh.«

»Ich habe ihr gesagt, sie hätte schon eher kommen sollen«, erklärte ihr Mann. Er war ein großer Mann in einem dunkelblauen Overall, und seine Hände waren so groß wie Bärenatzen. »Ich war arbeiten.«

Sara kontrollierte Herzfrequenz und Blutdruck, und dann zog sie das Hemd hoch, legte ihr die Hände auf den Bauch und drückte sanft. Die Frau zuckte vor Schmerz zusammen, Sara schob die Hände weiter hinunter, betastete sie hier und da und versuchte, die Ablösestelle der Plazenta zu lokalisieren. Dann bemerkte sie

die beiden Jungen im Teenageralter, die ein Stück weit abseits saßen. Sie wechselte einen Blick mit dem Mann, sagte aber nichts.

»Wir haben eine Geburtsberechtigungsbescheinigung«, sagte der Mann nervös.

»Darüber zerbrechen wir uns jetzt nicht den Kopf.« Sara zog das Stethoskop aus der Kitteltasche, legte die silberne Scheibe auf den Leib der Frau und hob die Hand, damit alle still waren. Ein kraftvoll raschelndes Klicken füllte ihre Ohren. Sie notierte die Pulsfrequenz des Babys auf der Karte – 118 Schläge pro Minute, ein bisschen wenig, aber noch nicht sonderlich beunruhigend.

»Okay, Jenny, wir bringen sie in den OP.« Sie drehte sich zu dem Ehemann um. »Mr Jiménez ...«

»Carlos. Das ist mein Vorname.«

»Carlos, es wird alles gut gehen. Aber es ist Ihnen sicher lieber, wenn Ihre Kinder draußen warten.«

Die Plazenta hatte sich von der Gebärmutterwand gelöst; daher kam das Blut. Durch die Gerinnung würde der Riss vielleicht von allein wieder verkleben, aber die Tatsache, dass das Baby sich in Beckenendlage befand, würde eine Vaginalgeburt kompliziert machen, und nach der sechsunddreißigsten Woche sah Sara keinen Grund, noch zu warten. Im Korridor vor dem OP erklärte sie, was sie vorhatte.

»Wir könnten es noch hinauszögern«, sagte sie zu dem Ehemann, »aber das halte ich nicht für klug. Das Kind bekommt vielleicht nicht genug Sauerstoff.«

»Darf ich bei ihr bleiben?«

»Dabei nicht.« Sie nahm den Mann beim Arm und sah ihm in die Augen. »Ich kümmere mich um sie. Glauben Sie mir, für Sie gibt es nachher noch genug zu tun.«

Sara verlangte rufend ein Betäubungsmittel und eine warme Decke, während sie und Jenny sich die Hände wuschen und die OP-Kittel überzogen. Jenny bestrich Bauch und Schamgegend

der Frau mit Jod und schnallte sie auf den Tisch. Sara rollte die Lampen an ihre Plätze, zog die Gummihandschuhe an und goss das Anästhetikum in eine kleine Schale. Mit einer Zange tauchte sie einen Schwamm in die braune Flüssigkeit und legte ihn in seinen Behälter an der Atemmaske.

»Okay, Mrs Jiménez«, sagte sie, »ich werde Ihnen das hier jetzt auf das Gesicht setzen. Es wird ein bisschen komisch riechen.«

Die Frau starrte sie mit hilflosem Entsetzen an. »Wird es wehtun?«

Sara lächelte beruhigend. »Glauben Sie mir, es wird Ihnen nichts ausmachen. Und wenn Sie aufwachen, ist Ihr Baby da.« Sie legte der Frau die Maske auf das Gesicht. »Atmen Sie einfach langsam und gleichmäßig.«

Die Frau erlosch wie eine Lampe. Sara schob das Tablett mit den Instrumenten, die noch warm vom Sterilisateur waren, heran und zog die Gesichtsmaske hoch. Mit einem Skalpell machte sie einen transversalen Schnitt über das Schambein und öffnete mit einem zweiten den Uterus. Das Baby erschien, zusammengekrümmt und mit dem Kopf nach unten in der Fruchtblase, deren Flüssigkeit von Blut rosa gefärbt war. Vorsichtig punktierte Sara die Fruchtblase und schob eine Zange hinein.

»Okay, pass auf.«

Jenny kam mit einem Tuch und einem Becken an ihre Seite. Sara zog das Kind durch den Schnitt. Sie schob die Hand unter seinen Kopf, als es herauskam, und hakte den Daumen und den kleinen Finger unter seine Schultern. Unter *ihre* Schultern. Es war ein Mädchen. Noch einmal langsam ziehen, und sie war draußen. Jenny nahm sie auf das Tuch, saugte die Atemwege ab und drehte sie dann auf den Bauch und rieb ihr den Rücken. Mit einem feuchten Schluckauf fing das Kind an zu atmen. Sara klemmte die Nabelschnur ab, durchtrennte sie mit einer Schere, zog die Plazenta heraus und warf sie in die Schüssel. Jenny legte das Baby in das Wärmebett und kontrollierte die Vitalparameter, während Sara

die Schnitte vernähte. Minimale Blutung, keine Komplikationen, ein gesundes Kind – nicht schlecht für zehn Minuten Arbeit.

Sara nahm der Frau die Atemmaske ab. »Sie ist hier«, flüsterte sie ihr ins Ohr. »Alles in Ordnung. Ein gesundes kleines Mädchen.«

Der Mann und die Söhne warteten draußen. Sara gab ihnen Gelegenheit, einen Augenblick lang miteinander allein zu sein. Carlos küsste seine Frau, die langsam zu sich kam, hob dann das Baby aus dem Wärmebett und nahm es in den Arm. Danach kamen seine Söhne an die Reihe.

»Haben Sie einen Namen für sie?«, fragte Sara.

Der Mann nickte. In seinen Augen glänzten Tränen. Das gefiel Sara; nicht alle Väter waren so sentimental. Manche waren beinahe gleichgültig.

»Grace«, sagte er.

Mutter und Tochter wurden den Korridor hinuntergefahren. Der Mann schickte seine Jungen weg, schob dann die Hand in die Tasche seines Overalls und reichte Sara nervös das Papier, das sie erwartete. Paare, die ein drittes Kind haben wollten, konnten das Recht dazu von einem anderen Paar erwerben, das keine zwei Kinder hatte, wie es gesetzlich erlaubt war. Sara missfiel diese Praxis. Es kam ihr falsch vor, dass man das Recht, einen Menschen zu schaffen, kaufen und verkaufen konnte. Außerdem war die Hälfte der Bescheinigungen, die sie zu Gesicht bekam, gefälscht. Man konnte so etwas beim Gewerbe bekommen.

Sie betrachtete Carlos' Dokument. Es bestand aus Behördenpapier, aber der Druck hatte nicht annähernd die richtige Farbe, und das Siegel war auf der falschen Seite angebracht.

»Wer immer Ihnen das verkauft hat, sollte Ihnen Ihr Geld zurückgeben.«

Carlos machte ein verzweifertes Gesicht. »Bitte, ich bin nur ein Hydro. Ich habe nicht so viel Geld, um die Steuer zu bezahlen. Es war alles meine Schuld. Sie hat gesagt, es wäre nicht der richtige Tag.«

»Es ist schön, dass Sie das zugeben, aber leider ist das nicht das Thema.«

»Ich flehe Sie an, Dr. Wilson. Zwingen Sie uns nicht, sie den Schwestern zu geben. Meine Söhne sind gute Jungen, das sehen Sie doch.«

Sara hatte nicht die Absicht, Baby Grace ins Waisenhaus zu schicken. Andererseits war die Bescheinigung, die der Mann hatte, so offensichtlich falsch, dass jemand in der Einwohnerbehörde es zwangsläufig bemerken würde.

»Tun Sie uns beiden einen Gefallen und schaffen Sie das beiseite. Ich werde die Geburt registrieren, und wenn die Unterlagen zurückkommen, denke ich mir etwas aus. Ich sage, ich habe die Bescheinigung verkratzt, oder etwas in der Art. Mit ein bisschen Glück geht die Sache im Durcheinander unter.«

Carlos machte keine Anstalten, die Bescheinigung zurückzunehmen. Anscheinend begriff er gar nicht, was Sara da sagte. Sie hatte keinen Zweifel daran, dass er diesen Augenblick im Geiste tausend Mal geübt hatte. Nicht ein einziges Mal war er dabei auf den Gedanken gekommen, dass jemand sein Problem einfach verschwinden lassen würde.

»Na los, nehmen Sie schon.«

»Das würden Sie wirklich tun? Kriegen Sie denn keinen Ärger?«

Sie drückte ihm das Papier in die Hand. »Zerreißen Sie es, verbrennen Sie es, werfen Sie es in den Müll. Aber vergessen Sie, dass wir dieses Gespräch geführt haben.«

Der Mann steckte die Bescheinigung in die Tasche. Einen Moment lang sah es aus, als wollte er sie umarmen, aber er bremste sich. »Wir werden Sie in unsere Gebete einschließen, Dr. Wilson. Wir geben ihr ein gutes Leben, das schwöre ich.«

»Darauf verlasse ich mich. Aber tun Sie mir einen Gefallen.«

»Was Sie wollen.«

»Wenn Ihre Frau Ihnen noch einmal sagt, es ist nicht der richtige Tag, dann glauben Sie ihr, okay?«

Am Checkpoint zeigte Sara ihren Ausweis vor und ging dann durch die dunklen Straßen nach Hause. Mit Ausnahme des Krankenhauses und anderer unentbehrlicher Gebäude wurde der Strom überall um 22:00 Uhr abgestellt. Das bedeutete aber nicht, dass die Stadt in derselben Minute schlafen ging. Im Dunkeln erwachte ein Leben von ganz anderer Art. Saloons, Bordelle, Spiel salons – Hollis hatte ihr zahllose Geschichten erzählt, und nach zwei Jahren im Flüchtlingslager gab es nicht mehr viel, was Sara nicht mit eigenen Augen gesehen hatte.

Sie betrat das Apartment. Kate war längst ins Bett gebracht worden, aber Hollis war noch auf. Er saß am Küchentisch und las bei Kerzenschein ein Buch.

»Ist es gut?«, fragte sie.

Weil Sara so oft noch spät im Krankenhaus arbeitete, war Hollis zu einem eifrigen Leser geworden. Er holte sich einen ganzen Armvoll Bücher aus der Bibliothek, stapelte sie neben seinem Bett und las eins nach dem anderen.

»Ein bisschen viel Hokuspokus. Michael hat es mir vor einer Weile empfohlen. Es handelt von einem U-Boot.«

Sara hängte ihren Mantel an den Haken neben der Tür. »Was ist ein U-Boot?«

Hollis klappte das Buch zu und nahm seine Lesebrille ab. Auch eine neue Entwicklung. Sara fand, mit den kleinen halbmondförmigen Gläsern, trüb und verkratzt in dem schwarzen Plastikgestell, sah er sehr distinguiert aus. Hollis meinte, sie machten ihn alt.

»Anscheinend ist das ein Schiff, das unter Wasser fährt. Ich halte das für Quatsch, aber die Story ist nicht schlecht. Hast du Hunger? Ich kann dir noch was machen, wenn du willst.«

Sie hatte Hunger, aber sie fand es zu anstrengend, etwas zu essen. »Ich möchte nur noch ins Bett.« Sie sah nach Kate, die tief und fest schlief, und wusch sich am Spülbecken. Dann hielt sie inne und betrachtete sich im Spiegel. Kein Zweifel, die Jahre machten sich bemerkbar. An ihren Augenwinkeln hatten sich fächerförmige

Fältchen gebildet. Ihr blondes Haar, das sie jetzt kürzer und zurückgebunden trug, war ein bisschen dünner geworden, und ihre Haut war nicht mehr so straff. Sie hatte sich immer für hübsch gehalten, und in einem bestimmten Licht war sie es auch noch. Aber irgendwann in der Mitte des Lebens hatte sie den Gipfel überschritten. Wenn sie früher ihr Spiegelbild betrachtet hatte, hatte sie das kleine Mädchen gesehen, das sie einmal gewesen war. Die Frau im Spiegel war die Fortsetzung ihres kindlichen Ichs. Was sie jetzt sah, war die Zukunft. Die Fältchen würden zu Falten, die Haut würde schlaff werden, und das Licht in ihren Augen würde sich trüben. Ihre Jugend verblasste und floss in die Vergangenheit.

Aber dieser Gedanke beunruhigte sie nicht, jedenfalls nicht sehr. Mit dem Alter kam die Autorität, und mit der Autorität die Macht, sich nützlich zu machen – Heilung und Trost zu spenden und neue Menschen auf die Welt zu bringen. *Wir werden Sie in unsere Gebete einschließen, Dr. Wilson.* Solche Worte hörte Sara beinahe jeden Tag, aber sie war nicht immun dagegen geworden. Schon der Name – Dr. Wilson. Es erstaunte sie immer noch, wenn sie hörte, wie jemand ihn aussprach und sie damit meinte. Als Sara vor drei Jahren in Kerrville angekommen war, hatte sie sich im Krankenhaus gemeldet, um zu sehen, ob sie mit ihrer Krankenschwesternausbildung dort nützlich sein könnte. In einem kleinen fensterlosen Zimmer hatte ein Arzt namens Elacqua sie ausführlich befragt – nach Körpersystemen, Diagnostik, Behandlungsmethoden für Erkrankungen und Verletzungen. Er verzog keine Miene, während er ihre Antworten mit Häkchen auf einem Clipboard registrierte. Das Verhör dauerte mehr als zwei Stunden, und als es zu Ende war, hatte Sara das Gefühl, blindlings durch einen Sandsturm zu stolpern. Welchen Nutzen konnte ihre klägliche Ausbildung für eine medizinische Einrichtung haben, die so viel höher entwickelt war als die hausbackene Heilkunde der Kolonie? Wie hatte sie so naiv sein können? »Na, ich denke, das war's in etwa«, sagte Dr. Elacqua. »Gratuliere.« Sara war platt. War das ironisch

gemeint? »Heißt das, ich kann hier als Krankenschwester arbeiten?«, fragte sie. »Als Krankenschwester? Nein, wir haben genug Krankenschwestern. Melden Sie sich morgen wieder hier, Ms Wilson. Ihre Ausbildung fängt pünktlich um Null-Siebenhundert an. Ich schätze, zwölf Monate dürften genügen.«

»Ausbildung wozu?«, fragte sie, und Elacqua, dessen ausgedehntes Verhör nur ein Schatten dessen gewesen war, was noch kommen sollte, antwortete mit unverhohlener Ungeduld: »Vielleicht habe ich mich nicht klar ausgedrückt. Ich weiß nicht, wo Sie das alles gelernt haben, aber Sie wissen zweimal so viel, wie Sie wissen dürften. Sie werden Ärztin werden.«

Und dann war da natürlich Kate. Ihre schöne, erstaunliche, wundersame Kate. Sara und Hollis hätten gern noch ein zweites Kind gehabt, aber Kates schwere Geburt hatte zu viel Schaden bei ihr angerichtet. Das war eine Enttäuschung und nicht ohne Ironie, denn tagtäglich kamen unter ihren Händen neue Babys zur Welt, aber Sara hatte kaum das Recht, sich zu beklagen. Dass sie ihre Tochter überhaupt gefunden hatte und dass sie beide mit Hollis wiedervereint worden waren und aus dem Homeland nach Kerrville entkommen waren, um dort als Familie zu leben – *Wunder* war kaum das richtige Wort dafür. Sara war nicht religiös im Sinne einer Kirchgängerin – die Schwestern waren in ihren Augen gute Menschen, wenn auch ein bisschen extrem in ihren Glaubensüberzeugungen –, aber nur ein Idiot würde die Hand der Vorsehung hier nicht erkennen können. Man konnte einfach nicht jeden Morgen in einer solchen Welt aufwachen, ohne eine ganze Stunde lang nach Möglichkeiten zu suchen, seine Dankbarkeit zu zeigen.

Sara dachte selten an das Homeland, oder doch so selten wie möglich. Sie träumte immer noch davon, aber seltsamerweise drehten sich diese Träume nicht um die schlimmsten Dinge, die ihr dort widerfahren waren. Hauptsächlich handelten sie von Hunger und Kälte und Hilflosigkeit oder von den endlos mahlenden Mühlen in der Biodieselfabrik. Manchmal betrachtete sie einfach

mit leiser Verblüffung ihre Hände, als versuchte sie sich zu erinnern, was sie damit halten sollte. Von Zeit zu Zeit träumte sie von Jackie, der alten Frau, die sich mit ihr angefreundet hatte, oder von Lila: Aus Saras komplexen Gefühlen für sie hatte sich mit der Zeit eine Art trauriges Mitgefühl herausdestilliert. Ab und zu hatte sie regelrechte Alpträume; dann trug sie Kate durch einen gleißenden Schneesturm, gejagt von etwas Furchtbarem, aber diese Alpträume hatten nachgelassen. Noch etwas, wofür sie dankbar sein konnte: Irgendwann, vielleicht nicht so bald, aber eines Tages, würde das Homeland nur noch eine Erinnerung in einem Leben voller Erinnerungen sein, eine unerfreuliche Episode, die alle anderen umso schöner erscheinen ließ.

Hollis war bereits besinnungslos. Der Mann schlief wie ein gefallener Riese. Kaum berührte sein Kopf das Kissen, schnarchte er auch schon. Sara blies die Kerze aus und kroch unter die Decke. Sie fragte sich, ob Marie schon entbunden hatte und ob sie ihren Mann immer noch ansah, und sie dachte an die Familie Jiménez und an Carlos' Gesichtsausdruck, als er die kleine Grace im Arm gehalten hatte. »Grace« – vielleicht war das das Wort, das sie suchte: Gnade. Möglicherweise würde die Einwohnerbehörde auf sie aufmerksam werden, aber das glaubte Sara nicht. Nicht bei so vielen Babys, die jetzt zur Welt kamen. Und das war der springende Punkt. Das war der Kern der Sache. Eine neue Welt entstand hier – ja, sie war schon da. Vielleicht ist es das, was du lernst, wenn du älter wirst, wenn du in den Spiegel schaust und in deinem eigenen Gesicht siehst, wie die Zeit vergangen ist, wenn du deine schlafende Tochter anschaust und das Mädchen siehst, das du warst und nie wieder sein würdest. Die Welt war real, und man war in ihr, hatte kurz dazugehört, aber immerhin dazugehört, und wenn man Glück hatte – und vielleicht sogar, wenn man keins hatte –, würden die anderen sich an das, was man aus Liebe getan hatte, erinnern.

6

Der Himmel über Houston ließ die Nacht nur langsam los, und die Dunkelheit wurde zu Grau. Greer näherte sich der Stadt. Wo der Katy Freeway in einem Gewirr aus eingestürzten Ausfahrten und Überführungen auf die 610 traf, bog er nordwärts ab, weg von den Bayous und Sümpfen mit ihrem schmatzenden Schlamm und dem undurchdringlichen Laubwerk, vorbei an den gefluteten Innenstadtvierteln auf höheres Gelände und dann über eine breite Allee voller Schrottautos zu der Lagune in der Stadt.

Das Ruderboot war noch da, wo er es vor zwei Monaten zurückgelassen hatte. Greer band sein Pferd an, kippte das mückenverseuchte Regenwasser aus dem Boot und zog es an den Rand des Wassers. Auf der anderen Seite der Lagune lag die *Chevron Mariner* unfassbar schräg, ein mächtiger Tempel aus Rost und Modder zwischen den schiefen Türmen des Stadtkerns. Greer legte seine Vorräte ins Boot, schob es ins Wasser und ruderte vom Ufer weg.

In der Lobby des One Allen Center machte er das Boot am Fuße der Rolltreppen fest und stieg die Treppe hinauf. Die Reisetasche mit ihrem triefenden Inhalt hing über seiner Schulter. Nach dem Aufstieg in den zehnten Stock in der nach Schimmel stinkenden Luft war ihm schwindlig, und er rang nach Atem. In dem leeren

Büro zog er das Seil hoch, das er zurückgelassen hatte, und ließ die Tasche auf das Deck der *Mariner* hinunter. Dann kletterte er hinterher.

Carter fütterte er immer zuerst.

Mittschiffs an Backbord befand sich eine waagerechte Luke im Deck. Greer kniete davor nieder und nahm die Blutcontainer aus der Tasche. Mit einem der Seile band er drei davon an den Henkeln zusammen. Die Sonne stand schräg hinter ihm und beharkte das Deck mit ihrem Licht. Mit einem schweren Schraubenschlüssel löste er die Sicherungsschrauben, drehte den Verriegelungsring und öffnete die Luke.

Ein Sonnenstrahl schoss in den Raum darunter. Carter lag wie ein Fötus zusammengerollt vor dem vorderen Schott im Schatten abseits des Lichts. Ein Haufen von alten Plastikcontainern und Seilknäueln lag auf dem Boden. Greer ließ seine Container langsam hinunter. Erst als sie unten angekommen waren, regte Carter sich. Auf allen vieren wieselte er auf das Blut zu. Greer ließ das Seil fallen, schloss die Luke und drehte die Sicherungsschrauben zu.

Jetzt Amy.

Greer ging zur zweiten Luke. Der Trick bestand darin, sich schnell zu bewegen, aber nicht panisch oder unüberlegt. Der Geruch von Blut – für Amy genügte die spärliche Plastikwand der Container nicht, um ihn von ihr fernzuhalten. Ihr Hunger war zu stark. Greer stellte seinen Vorrat griffbereit auf das Deck, löste die Schrauben und legte sie zur Seite. Er atmete einmal tief durch, um seine Nerven zu beruhigen. Dann öffnete er die Luke.

Blut.

Sie machte einen Satz. Lucius ließ die Container fallen, schlug die Luke zu und schob die erste Schraube wieder zurück, als Amy oben anprallte. Das Metall dröhnte, als habe ein Riesenhammer es getroffen. Lucius warf sich darüber, und der zweite Schlag nahm ihm den Atem. Die Angeln bogen sich; wenn er die übrigen

Schrauben nicht mehr festziehen könnte, würde die Luke aufgesprengt werden. Er hatte zwei geschafft, als Amy erneut zuschlug. Greer sah hilflos zu, wie eine Schraube wieder heraussprang und über das Deck rollte. Seine Hand schoss vor und bekam sie zu fassen, bevor sie außer Reichweite war.

»Amy!«, schrie er. »Ich bin's, Lucius!« Er schob die Schraube wieder ins Loch und schlug sie mit dem Schlüssel fest. »Das Blut ist da! Du musst dem Blutgeruch folgen!«

Drei Drehungen mit dem Schlüssel, und die Schraube fand Halt im Gewinde. Das vierte Loch fand seinen Platz, und er ramnte die Schraube hinein. Ein letzter Schlag traf die Unterseite der Luke, halbherzig nur, und dann war es vorbei.

Lucius, ich wollte nicht ...

»Es ist gut«, sagte er.

Es tut mir leid.

Er hob sein Werkzeug auf und warf es in die leere Reisetasche. Unter ihm, im Laderaum der *Chevron Mariner*, tranken Amy und Carter sich satt. Es ging immer so, und Greer hätte inzwischen daran gewöhnt sein sollen. Aber er hatte Herzklopfen, und in Geist und Körper rauschte das Adrenalin.

»Ich bin dein, Amy«, sagte er. »Jetzt und in Zukunft. Was immer kommen mag. Das weißt du.«

Er überquerte das Deck der *Mariner* und kletterte durch das Fenster zurück ins Gebäude.

7

Als Amy wieder zu sich kam, kauerte sie auf allen vieren auf der Erde. Sie trug Handschuhe. Eine Plastikschaale mit Fleißigen Lieschen stand neben ihr auf dem Boden, und dabei lag eine rostige Pflanzschaufel.

»Alles in Ordnung, Miss Amy?«

Carter saß auf der Terrasse, die Beine unter den schmiedeeisernen Tisch gestreckt, und fächelte sich das Gesicht mit seinem großen Strohhut. Auf dem Tisch standen zwei Gläser mit Eistee.

»Der Mann sorgt gut für uns«, sagte er und seufzte zufrieden. »Ich weiß nicht, wann ich mich das letzte Mal so satt gegessen habe.«

Amy erhob sich mit wackligen Knien. Eine tiefe Mattigkeit umfing sie, als sei sie gerade erst aus einem langen Schlaf aufgewacht.

»Kommen Sie und setzen Sie sich ein Weilchen hin«, sagte Carter. »Geben Sie dem Körper Gelegenheit zum Verdauen. Der Fütterungstag ist hier so was wie ein freier Tag. Die Blumen können warten.«

Das stimmte; Blumen gab es immer wieder. Sobald Amy eine Schale gepflanzt hatte, stand eine neue am Tor. Mit dem Tee war es genauso: Gerade war der Tisch noch leer, und im nächsten Augenblick warteten zwei beschlagene Gläser. Welche unsichtbare

Instanz dafür sorgte, wusste Amy nicht. Es war Teil dieses Ortes und seiner speziellen Logik. Jeder Tag eine Jahreszeit, jede Jahreszeit ein Jahr.

Sie zog die Handschuhe aus, überquerte den Rasen und setzte sich zu Carter. Im Mund hatte sie noch den schmierigen Geschmack von Blut. Sie trank einen Schluck Tee, um ihn wegzu-spülen.

»Es ist gut, wenn Sie bei Kräften bleiben, Miss Amy«, sagte Carter. »Es bringt nichts ein, wenn Sie sich aushungern.«

»Ich habe nur ... es gefällt mir nicht.« Sie sah Carter an, der sich immer noch mit dem Hut Luft zufächelte. »Ich habe wieder versucht, ihn umzubringen.«

»Lucius kennt die Situation lange genug. Ich glaube nicht, dass er es persönlich nimmt.«

»Darum geht es nicht, Anthony. Ich muss lernen, es zu beherrschen wie Sie.«

Carter runzelte die Stirn. Er war ein Mann der kompakten Ausdrucksmittel: kleine Gesten, nachdenkliche Pausen. »Seien Sie nicht so streng mit sich. Sie hatten erst drei Jahre, um sich an alles zu gewöhnen. Sie sind noch ein Baby in dem, was wir sind.«

»Ich fühle mich aber nicht wie ein Baby.«

»Wie dann?«

»Wie ein Monster.«

Ihr Ton war zu scharf. Sie schaute verlegen weg. Nach der Fütterung durchlebte sie immer eine Periode des Zweifelns. Wie seltsam das alles war: Sie war körperlich in einem Schiff, aber ihr Geist wohnte hier mit Carter zwischen Pflanzen und Blumen. Nur wenn Lucius das Blut brachte, berührten diese beiden Welten einander, und der Kontrast war verwirrend. Carter hatte ihr erklärt, dass dieser Ort nicht nur eigens für sie beide existierte. Der Unterschied war, dass sie ihn sehen konnten. Es gab eine Welt aus Fleisch und Blut und Knochen, aber es gab auch noch eine andere – eine tiefere Realität, die gewöhnliche Leute nur flüchtig, wenn überhaupt, er-

kennen konnten. Eine Welt der Seelen, der lebenden und der toten, in der Zeit und Raum, Erinnerung und Verlangen, in einem reinen, fließenden Zustand existierten, wie sie es auch in Träumen taten.

Amy wusste, dass es so war. Ihr war, als habe sie es immer schon gewusst – als habe sie schon als kleines Mädchen, als rein *menschliches* kleines Mädchen, die Existenz dieses anderen Reiches gespürt, dieser Welt-hinter-der-Welt, wie sie es inzwischen nannte. Vermutlich ging das vielen Kindern so. Was war die Kindheit anderes als ein Übergang vom Hellen ins Dunkle, das langsame Ertrinken der Seele in einem Meer von gewöhnlicher Materie? Im Laufe der Zeit im Laderaum der *Chevron Mariner* war ihr ein großer Teil der Vergangenheit klar geworden. Lebhaftige Erinnerungen waren Stück für Stück und auf leisen Sohlen zurückgekehrt, bis Dinge, die vor Ewigkeiten passiert waren, sich anfühlten, als hätten sie sich erst vor Kurzem ereignet. Sie erinnerte sich an eine ferne Vergangenheit in der unschuldsvollen Periode, die sie »Davor« nannte – vor Lacey und Wolgast, vor dem Projekt NOAH, vor dem Berg in Oregon, wo sie gewohnt hatten, vor ihren langen, einsamen Wanderungen in einer menschenlosen Welt, in der nur die Virals ihr Gesellschaft geleistet hatten. Damals hatten Tiere mit ihr gesprochen. Größere, wie Hunde, aber auch kleine, auf die niemand achtete – Vögel und sogar Insekten. Sie hatte sich nichts dabei gedacht. So war es einfach gewesen. Es hatte sie auch nicht beunruhigt, dass anscheinend niemand sonst sie hörte. Es gehörte zur Ordnung der Welt, dass die Tiere mit ihr sprachen und sie immer mit Namen anredeten, als wären sie alte Freunde, und ihr Geschichten aus ihrem Leben erzählten. Es machte sie glücklich, dieses spezielle Geschenk ihrer Aufmerksamkeit zu erhalten, während so viel anderes in ihrem Leben überhaupt keinen Sinn ergab: die schwankenden Emotionen ihrer Mutter und ihre langen Abwesenheiten, die Art, wie sie von einem Ort zum andern drifteten, die Fremden, die scheinbar planlos kamen und gingen.

Alles das war ohne Auswirkungen geblieben – bis zu dem Tag, als Lacey mit ihr in den Zoo gegangen war. Zu jener Zeit hatte Amy noch nicht vollständig begriffen, dass ihre Mutter sie verlassen hatte und dass sie die Frau nie wiedersehen würde, und die Einladung war ihr willkommen gewesen. Sie hatte schon von Zoos gehört, aber sie war noch nie in einem gewesen. Als sie das Gelände betrat, erhob sich ein Gewirr von Tierstimmen, die sie begrüßten. Nach den verwirrenden Ereignissen des vergangenen Tages – dem unvermittelten Verschwinden ihrer Mutter und der Anwesenheit der Nonnen, die nett zu ihr waren, aber auf eine etwas gestelzte Art, als läsen sie ihre Freundlichkeiten von Karteikarten ab – fand sie hier vertrauten Trost. Energie durchströmte sie, und sie riss sich von Lacey los und lief zum Becken der Eisbären. Drei lagen in der Sonne, ein vierter schwamm unter Wasser umher. Wie prachtvoll sie aussahen, wie wunderbar! Noch jetzt, so viele Jahre später, machte es ihr Freude, sich an sie zu erinnern, an ihr herrlich weißes Fell, ihre großen, muskulösen Körper und ausdrucksvollen Gesichter, in denen die ganze Weisheit des Universums zu wohnen schien. Als Amy an die Glasscheibe trat, kam der Bär im Wasser auf sie zugepaddelt. Sie wusste zwar, dass sie die Kommunikation mit den Geschöpfen der Natur besser unauffällig betrieb, aber ihre Aufregung war nicht zu bändigen. Es machte sie plötzlich traurig, dass ein so majestätisches Wesen leben sollte wie ein Gefangener, sich auf nachgemachten Felsen sonnte und von Leuten angegafft wurde, die nichts mit ihm anzufangen wussten. »Wie heißt du?«, fragte sie den Bären. »Ich bin Amy.«

Seine Antwort war ein Knoten aus inkompatiblen Konsonanten, genau wie die Namen der anderen Bären, die er höflicherweise gleich mitlieferte. War das alles Wirklichkeit gewesen? Oder hatte sie, ein kleines Mädchen, es sich nur eingebildet? Aber nein – das alles war passiert, glaubte sie, und zwar genau so, wie sie es in Erinnerung hatte. Als sie noch vor der Glasscheibe stand, kam Lacey zu ihr. Sie sah zutiefst besorgt aus. »Langsam, Amy«, sag-

te sie. »Nicht so nah.« Um ihr Unbehagen zu lindern und weil sie spürte, dass diese freundliche Frau mit ihrem melodischen Akzent offen für außergewöhnliche Phänomene war – der Zoo war schließlich ihre Idee gewesen –, erklärte sie ihr die Situation, so einfach sie konnte. »Er hat einen Bärennamen«, sagte sie zu Lacey. »Ich kann ihn nicht aussprechen.«

Lacey runzelte die Stirn. »Der Bär hat einen Namen?«

»Natürlich hat er einen Namen«, sagte Amy.

Sie richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf ihren neuen Freund, der mit der Nase an die Scheibe stieß. Sie wollte ihn nach seinem Leben fragen und ob er seine arktische Heimat vermisste, als das Wasser von einem gewaltigen Platschen aufgewühlt wurde. Ein zweiter Bär war in das Becken gesprungen. Mit Tatzen, so groß wie Radkappen, ruderte er auf sie zu und kam zu dem ersten Bären, der mit seiner riesigen rosaroten Zunge über die Scheibe leckte. Ein vielstimmiges Ah und Oh erhob sich ringsherum, und Leute fingen an, Fotos zu machen. Amy legte grüßend die Hand an die Scheibe, aber irgendetwas schien nicht zu stimmen. Etwas war anders, und es war nicht gut. Es war, als schauten die großen schwarzen Augen des Eisbären nicht sie an, sondern *durch sie hindurch*, und der Blick war so intensiv, dass sie nicht wegschauen konnte. Es war, als löse sie sich in diesem Blick auf, als schmelze sie, und zugleich hatte sie das Gefühl zu fallen, als wäre sie auf eine Stufe getreten, die gar nicht da war.

Amy, sagten die Bären. *Du bist Amy Amy Amy Amy Amy ...*

Etwas geschah. Irgendein Aufruhr. Amys Bewusstsein erweiterte sich, und andere Laute, andere Stimmen drangen zu ihr, von allen Seiten, aber sie waren nicht menschlich. Das Johlen von Affen, das Kreischen von Vögeln. Das Brüllen von Dschungelkatten, das Dröhnen von Elefanten und Nashörnern, die panisch auf den Boden stampften. Als der dritte und dann der vierte Bär ins Becken sprang und ihre weißpelzige Tonnage das Wasser verdrängte, schwappte eine Wand von kaltem Wasser über den Rand

der Glasscheibe, ergoss sich über die Zuschauer und brachte alles durcheinander.

Sie ist es, sie ist es, sie ist es, sie ist es ...

Sie kniete vor der Scheibe, nass bis auf die Haut, und legte die Stirn an das glatte Glas. Die Stimmen wirbelten durch ihren Kopf, ein schwarzer Chor des Grauens. Es war, als biege sich das Universum um sie herum und hülle sie in Dunkelheit. Sie würden sterben, alle diese Tiere. Das bedeutete Amys Anwesenheit für sie. Bären und Affen und Vögel und Elefanten – sie alle. Manche würden in ihren Käfigen verhungern, andere würden eines gewaltsamen Todes sterben. Der Tod würde sie alle holen, und nicht nur die Tiere. Die Menschen auch. Die Welt um sie herum würde sterben, und sie würde in der Mitte stehen und übrig sein. Allein.

Er kommt, der Tod kommt, du bist Amy, Amy, Amy ...

»Sie erinnern sich, nicht wahr?«

Amys Gedanken kehrten auf die Terrasse zurück. Carter schaute sie vielsagend an.

»Verzeihung«, sagte sie. »Ich wollte Sie nicht anfahren.«

»Schon gut. Mir ging's genauso, am Anfang. Hab 'ne Weile gebraucht, mich dran zu gewöhnen.«

Das Gefühl des Sommers war verblasst. Bald würde der Herbst kommen. Im blaugrünen Wasser des Pools würde Rachel Woods Leiche heraufkommen. Manchmal, wenn Amy die Blumen am Tor versorgte, sah sie den schwarzen Denali der Frau langsam vorbeifahren. Hinter den getönten Scheiben erkannte sie Rachel in ihren Tennissachen, wie sie zum Haus herüberstartete. Aber der Wagen hielt niemals an, und wenn Amy winkte, winkte die Frau nie zurück.

»Wie lange, glauben Sie, werden wir noch warten müssen?«

»Das hängt von Zero ab. Früher oder später wird er die Karten auf den Tisch legen. Und er glaubt, ich bin weg wie alle andern.«

Es war das Wasser, hatte Carter erklärt, das sie beschützte. Fannings Geist konnte die kalte Umarmung des Wassers nicht

durchdringen. Solange sie blieben, wo sie waren, würde Fanning sie nicht finden.

»Aber er wird kommen«, sagte Amy.

Carter nickte. »Der Mann hat sich lange Zeit gelassen, aber er will sein Ding durchziehen. Das wollte er von Anfang an. Dass alles vorbei ist.«

Wind kam auf – ein Herbstwind, feucht und rau. Wolken waren aufgezogen und hatten das Licht entfärbt. Es war die Tageszeit, zu der sich immer eine gewisse Stille herabsenkte.

»Wir sind ein feines Pärchen, nicht wahr?«

»Das sind wir, Miss Amy.«

»Ich habe mich gefragt, ob Sie die ›Miss‹ nicht vielleicht weglassen können. Das hätte ich schon vor langer Zeit sagen sollen.«

»Ich hab es nur respektvoll gemeint. Aber wenn Sie schon fragen – ich würde es gern tun.«

Blätter fielen kreiselnd herunter. Sie wehten über den Rasen, die Terrasse, die Poolveranda, drehten sich im Wind hin und her wie Knochenhände. Amy dachte an Peter und daran, wie sehr sie ihn vermisste. Wo immer er jetzt sein mochte, sie hoffte, das Glück werde den Weg in sein Leben finden. Das war der Preis, den sie gezahlt hatte: Sie hatte ihn aufgegeben.

Sie nahm einen letzten Schluck Tee, um den Blutgeschmack aus dem Mund zu spülen, und zog ihre Handschuhe an. »Sind Sie bereit?«

»Sie haben recht«, sagte Carter. »Wir sollten uns um das Laub kümmern.«

8

»Michael!«

Seine Schwester legte die letzten zwei Meter im Laufschrift zurück und umarmte ihn so fest, dass seine Rippen knirschten.

»Wow! Ich freue mich doch auch, dich zu sehen.«

Die Krankenschwester am Empfangstisch starrte sie an, aber Sara ließ sich nicht bändigen. »Ich kann es nicht glauben«, sagte sie. »Was machst du hier?« Sie trat zurück und musterte ihn mit mütterlichem Blick. Zum Teil war er verlegen, aber andererseits wäre er enttäuscht gewesen, wenn sie sich anders verhalten hätte. »Gott, du bist so dünn. Wann bist du gekommen? Kate wird begeistert sein.« Sie sah die Schwester an, eine ältere Frau in einem kochend heiß gewaschenen Kittel. »Wendy, das ist mein Bruder Michael.«

»Der mit dem Segelboot?«

Er lachte. »Genau der.«

»Bitte sag, dass du hierbleibst«, bat Sara.

»Nur zwei Tage.«

Sie schüttelte den Kopf und seufzte. »Ich muss wohl nehmen, was ich kriegen kann.« Sie umklammerte seinen Oberarm, als würde er sonst womöglich wegfliegen. »Ich habe in einer Stunde Feierabend. Du gehst *nirgendwohin*, okay? Ich kenne dich, Michael. Ich mein's ernst.«

Er wartete auf sie, und dann gingen sie zusammen zu ihr nach Hause. Wie merkwürdig es war, wieder auf festem Boden zu sein und diese beunruhigende Stille unter den Fußsohlen zu spüren. Nachdem er drei Jahre fast immer allein gewesen war, fühlte sich das Vibrieren dieser dicht gedrängten Menge Mensch an, als scheuere etwas an seiner Haut. Er bemühte sich, seine Erregung zu verbergen, so gut es ging, und nahm an, sie werde vorübergehen, aber er fragte sich auch, ob die Zeit auf See nicht eine fundamentale Veränderung seines Temperaments bewirkt hatte, die ihn daran hinderte, je wieder unter Menschen zu leben.

Mit leisem Schuldbewusstsein sah er, wie sehr Kate sich verändert hatte. Das Babyhafte an ihr war nicht mehr da, und sogar ihre Locken hatten sich geglättet. Die beiden spielten Mau-Mau mit Hollis, während Sara das Abendessen machte, und nach dem Essen legte Michael sich zu ihr ins Bett und erzählte ihr eine Geschichte. Keine Geschichte aus einem Buch; Kate verlangte etwas aus dem wirklichen Leben, eine Geschichte von seinen Abenteuern auf dem Meer.

Er entschied sich für die Geschichte vom Wal. Sie war vor ungefähr sechs Monaten passiert, weit draußen im Golf. Es war spät abends gewesen, das Wasser ruhig schimmernd unter dem Vollmond, als sein Boot sich zu heben begann, als schwellte das Meer an. Eine dunkle Masse tauchte an Backbord auf, und zuerst wusste er nicht, was es war. Er hatte von Walen gelesen, aber gesehen hatte er noch keinen, und seine Vorstellung von den Abmessungen eines solchen Tieres war verschwommen, ja, ungläubig. Wie konnte etwas so Großes leben? Der Wal brach langsam durch die Wasseroberfläche, und eine Fontäne schoss aus seinem Kopf. Träge rollte sich das Geschöpf auf die Seite, und eine riesige Flosse hob sich aus dem Wasser. Die schwarz glänzenden Flanken waren von Muscheln überkrustet. Michael staunte viel zu sehr, um Angst zu haben. Erst später wurde ihm klar, dass der Wal mit einem Schlag seiner Schwanzflosse sein Boot hätte zertrümmern können.

Kate starrte ihn mit großen Augen an. »Und was ist dann passiert?«

Ja, sagte Michael, das war das Komische. Er hatte damit gerechnet, dass der Wal weiterziehen würde, aber das hatte er nicht getan. Fast eine Stunde lang war er neben der *Nautilus* hergeschwommen. Gelegentlich war der gigantische Kopf untergetaucht, nur um nach ein paar Augenblicken mit einem sprühenden Wasserstrahl aus seinem Blasloch wieder aufzutauchen, als müsse er mächtig niesen. Als der Mond dann unterging, tauchte das Geschöpf ab und kam nicht wieder herauf. Michael wartete. War der Wal wirklich weg? Ein paar Minuten vergingen, und Michael begann sich zu entspannen. Plötzlich kam er in einer Explosion von Meerwasser vor dem Bug an Steuerbord herauf und schnellte seinen riesigen Körper hoch in die Luft. Es war, sagte Michael, als steige da eine Stadt in den Himmel. *Siehst du, was ich kann? Leg dich nicht mit mir an, Bruder.* Er krachte mit einer zweiten Explosion auf das Wasser zurück. Die Welle brandete breitseits an Michaels Boot und durchnässte ihn bis auf die Haut. Den Wal sah er nie wieder.

Kate lächelte. »Ich verstehe. Er hat sich einen Spaß mit dir gemacht.«

Michael lachte. »Ja, das nehme ich auch an.«

Er gab ihr einen Gutenachtkuss und ging hinüber ins große Zimmer, wo Sara und Hollis das restliche Geschirr wegräumten. Der Strom war für die Nacht abgeschaltet. Zwei Kerzen standen flackernd auf dem Tisch und ließen fettige Rauchföhnchen aufsteigen.

»Sie ist ein tolles Kind.«

»Das ist Hollis zu verdanken«, sagte Sara. »Ich habe im Krankenhaus so viel zu tun, dass ich sie manchmal kaum noch zu sehen bekomme.«

Hollis grinste. »Das stimmt.«

»Ich hoffe, eine Matte auf dem Boden genügt dir«, sagte Sara.

»Wenn ich gewusst hätte, dass du kommst, hätte ich eine richtige Pritsche aus dem Krankenhaus besorgen können.«

»Machst du Witze? Normalerweise schlafe ich im Sitzen. Eigentlich weiß ich gar nicht, ob ich überhaupt noch richtig schlafe.«

Sara wischte mit einem Lappen über den Herd, ein bisschen zu aggressiv – Michael spürte ihre Frustration. Das Thema war alt.

»Hey«, sagte er, »du brauchst dir um mich keine Sorgen zu machen. Mir geht's gut.«

Sara atmete scharf zischend aus. »Hollis, rede du mit ihm. Ich weiß, ich komme da nicht weiter.«

Hollis zuckte hilflos die Schultern. »Was soll ich denn sagen?«

»Wie wär's mit: ›Die Leute lieben dich. Hör auf mit dem Versuch, dich umbringen zu lassen.‹?«

»So ist es doch gar nicht«, sagte Michael.

»Sara will damit sagen«, warf Hollis ein, »wir alle hoffen, dass du vorsichtig bist.«

»Nein, das will ich damit überhaupt nicht sagen.« Sara schaute Michael an. »Ist es wegen Lore? Ist das der Grund?«

»Lore hat nichts damit zu tun.«

»Dann erklär's mir, denn ich würde es gern verstehen, Michael.«

Wie sollte er es erklären? Seine Gründe waren so verworren, dass er daraus kein Argument zusammenfügen konnte. »Es fühlt sich einfach richtig an. Mehr kann ich nicht sagen.«

Sie fuhr mit ihrem wütenden Schrubben fort. »Es *fühlt* sich also *richtig* an, dass du mir eine Heidenangst einjagst.«

Michael streckte die Hand nach ihr aus, aber sie schüttelte ihn ab. »Sara ...«

»Nicht.« Sie schaute ihn nicht an. »Sag nicht, es ist okay. Sag mir nicht, irgendetwas davon ist okay. Verdammt, ich hab mir vorgenommen, nicht damit anzufangen. Ich muss morgen früh raus.«

Hollis trat hinter sie. Er legte eine Hand auf ihre Schulter, die andere auf den Lappen und hielt ihn fest. »Wir haben darüber geredet. Du musst ihn lassen.«

